

## Werk

**Titel:** Reise des Herrn von Bretschneider nach London und Paris

**Autor:** Bretschneider, Heinrich Gottfried

**Verlag:** Nicolai

**Ort:** Berlin; Stettin

**Jahr:** 1817

**Kollektion:** Itineraria

**Werk Id:** PPN250545381

**PURL:** <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN250545381> | LOG\_0008

**OPAC:** <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=250545381>

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

## Contact

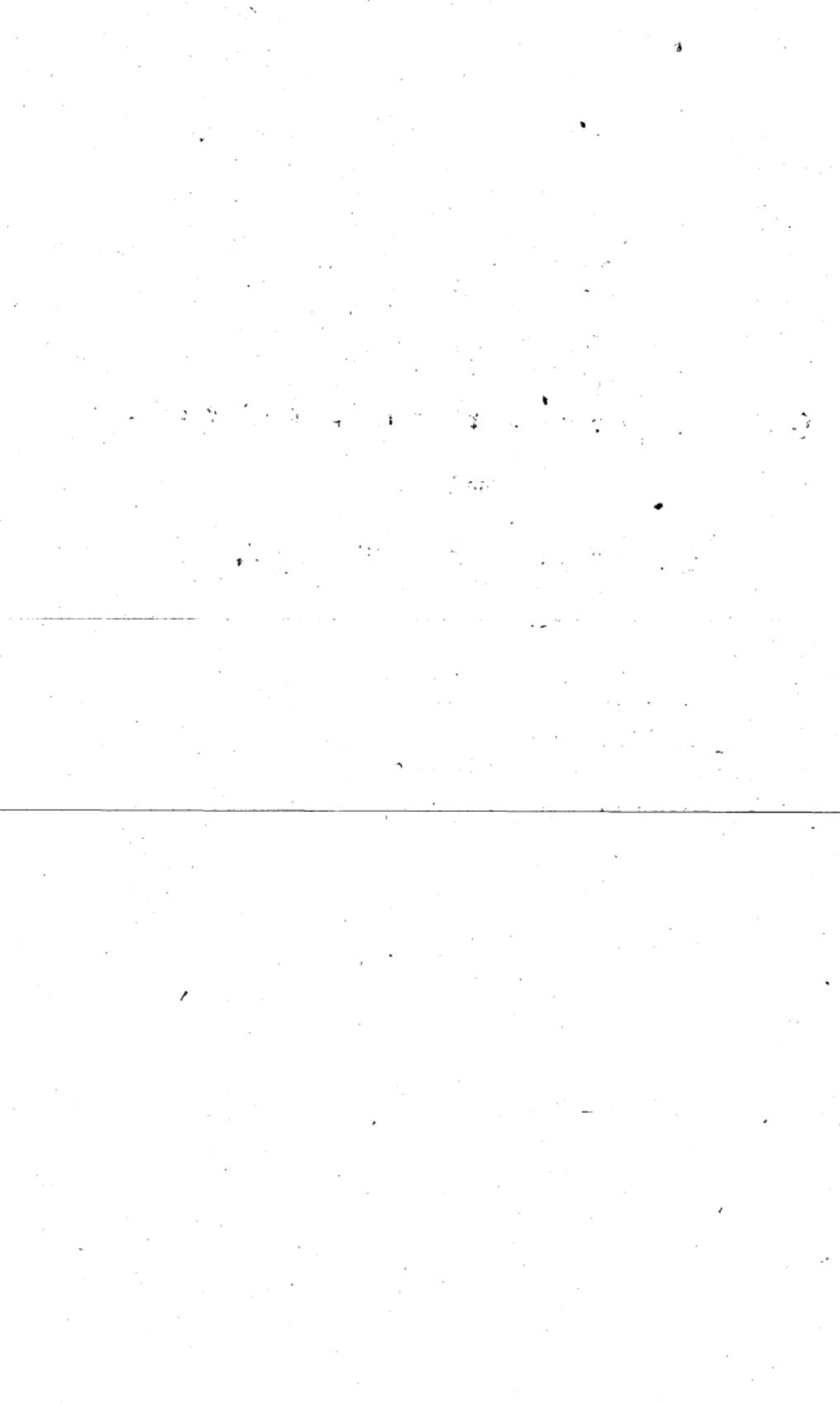
Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen  
Georg-August-Universität Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen  
Germany  
Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

R e i s e  
des  
Herrn von Breit Schneider's  
nach  
London und Paris.

---

Wärst du so klug, die kleinen Plagen  
Des Lebens willig auszustehn:  
So würdest du dich nicht so oft genöthigt sehn,  
Die grössern Uebel zu ertragen.

Gellert.



## Vorbericht des Herausgebers.

In der Handschrift hat diese Reise den Titel: *Travels of a german Gentleman trough Holland, England and France, for the most part to foot, without money in his pocket.* Warum der Verfasser ihr diesen englischen Titel gegeben hat, da sie doch deutsch geschrieben ist? Darüber habe ich in seinen Briefen an Nicolai keine Auskunft gefunden.

Die Handschrift ist mit lateinis chen Lettern von des Verf. eigener Hand geschrieben; dies verdient deshalb bemerkt zu werden, weil der V. aus zarter Freundschaft diese ihm unbequemen Lettern wählte: damit N., der damals an seinen Augen litt, die Handschrift mit minderer Anstrengung sollte lesen können. Ich habe nichts darin abgeändert, als die Fehler gegen die Grammatik, Interpunction und Orthographie. Die Namen der Personen und Orter habe ich so stehen lassen, als sie die Handschrift hat; außer wenn sich auch hierin eine

Ab-

weichung fand. In diesem Falle ist die erste Benennung beibehalten worden. Ausgelassen ist nichts, als zwei Stellen, die unnütze Wiederholungen enthielten.

Aus der Stelle des Briefes vom 29. Dec. 1800, die unter den biographischen Notizen vorhin mitgetheilt worden ist, lässt sich schon mutmaßen: daß der B. zu jener Zeit erst angesangen hat, diese Reise zu schreiben; und dies bestätigt ein folgender Brief aus Krakau, vom 31. Jan. 1801. Er sagt darin „Weil Sie mich schon einige Male erinnert haben, daß Sie sich nicht bestimmen könnten, durch welchen Zufall ich im Jahre 1772 nach Berlin kam, und ich ohnehin im Begriff war, meine Lebensgeschichte in Bruchstücken zu beschreiben: so habe ich, wahrlich bloß aus Liebe zu Ihnen, den Anfang mit meinen Begebenheiten, im Jahre 1772 gemacht, welches freilich das wichtigste Jahr meines Lebens ist; womit ich aber außerdem nicht angesangen hätte, weil noch viele Leute leben, die compromittirt werden müssen. Von diesem Werke, welches eigentlich eine Reisebeschreibung durch Holland, England und Frankreich, bis zurück nach Berlin enthält, habe ich jetzt, da ich bei meiner Tochter ruhig sitze, schon 56 solche halbe Bogen, wie dieser Brief, fertig, und werde nur noch zwölf brauchen, um sie zu endigen. Wenn Ihr Rath, oder andres Umstände, auch den Druck noch nicht zulassen sollten, so werden Sie doch daraus ordentlicher und ausführlicher meine Geschichte dieses Jahrs ersehen können, als aus

aus einer mündlichen Erzählung. „Auch auf den Fall, wenn ich vor Ihnen sterben sollte, ist Ihnen dieses Manuscript vermacht. Ich bin gewiß überzeugt, daß Sie, wo nicht alles, doch den größten Theil interessant finden werden.“

Ferner im Briefe vom 28. Febr. 1801. „Ich habe mein Werk vollendet, und Ihnen eine aufrichtige und getreue Beschreibung meiner Lebens- und Reise-Geschichte aufgesetzt; die, wie sie da liegt, bloß für Sie geschrieben ist, obgleich mit einer Art Autorton, weil ich sonst im Briefstil hätte schreiben müssen, den ich bei Erzählungen nicht leiden kann. Es ist wohl noch nicht an der Zeit, ein solches Buch drucken zu lassen; denn, wenn ich auch die Bedenklichkeiten wegen einiger noch lebenden Menschen nicht achten wollte, weil ich mich durchaus an die strengste Wahrheit gebunden habe: so würde doch aus mancherlei Umständen der Verf. bald kenntlich werden, und man würde sich über mich lustig machen. Von Ihnen, mein Freund, befürchte ich nichts; nicht daß ich Ihre Achtung verlieren werde, wenn ich ganz aufrichtig meine Schwäche und Stärke, meine Abentheuer und Armseligkeit erzähle. Aber andre Leute könnten diese Dinge von einer andern Seite ansehen. Das werden Sie nun am besten beurtheilen, denn eigentlich ist es nur für Sie geschrieben.“

Im Briefe vom 20. Oct. 1801 erklärt B. selbst, daß die Handschrift zwar noch nicht zum Drucke bestimmt sey; er habe aber seine Ursachen, warum

warum er sie schon jetzt N. über Warschau mit der fahrenden Post zuschicken werde. Sie hatte aber den Weg nicht machen können, und kam nach Lemberg zurück. Dies meldete B. seinem Freunde, und versprach, sie ihm nun selbst zu überbringen. Dies muss auch geschehen seyn, denn im Jahre 1804 schrieb der Verf. an N.: daß er die Handschrift bereit halten möchte, denn er wolle sie nach England an einen Freund schicken, der sie englisch heraus zu geben Willens sey; N. möchte ihm aber zuvor melden, durch was für Gelegenheit er sie nach England befördern könne. N. hat dabei am Mande bemerkt, daß er keine habe; und so ist das Manuscript, von dem in dem Briefwechsel weiter nicht die Rede ist, in seinen Händen geblieben.

## Borrede des Verfassers.

Konfessionen — möchte ich das Buch nicht nennen, weil der Titel zu verbraucht ist, und noch niemals geleistet hat, was er verspricht. Ueber den heiligen Augustin lachen vernünftige Männer, und über den unheiligen Jean Jaques weinen alte Weiber.

*Il se plaint, il en parla —  
J'en connois de plus misérables.*

*Benserade.*

Ich mache keinen Anspruch auf Mitleiden; — wer noch über die bösen Tage winseln kann, die er vor dreißig Jahren verlebte, der ist der guten nicht werth, die er seitdem genossen hat. — Aufrichtigkeit — diese schöne Tugend, die dem Autor in

in seinem Leben nicht viel genügt hat, auch dieses Mal wenig nutzen wird, wollte er aber doch nicht ablegen: da er wahrscheinlich bald von dem Schauspieler dieser Welt abtritt, und sich wenig darum bekümmert „ob er beklatscht, oder ausgepfiffen wird.“

Erstes Kapitel. Versuche mit Mohnsaft.  
Zweites Kapitel. Reise bis Rotterdam.  
Drittes Kapitel. Aufenthalt in Rotterdam.  
Viertes Kapitel. Reise von Rotterdam nach London.  
Fünftes Kapitel. Ankunft in London.  
Sechstes Kapitel. Mancherlei kleine Vorfälle in London.  
Siebentes Kapitel. Fortsetzung kleiner Gegebenheiten in London.  
Achtes Kapitel. Unangenehme Entdeckungen.  
Neuntes Kapitel. Reise von London bis Northampton.  
Zehntes Kapitel. Conventry.  
Elftes Kapitel. Geschichte Hollar's.  
Zwölftes Kapitel. Fräckel.  
Dreizehntes Kapitel. Abreise von London.  
Vierzehntes Kapitel. Reise von Dover bis Paris.  
Fünfzehntes Kapitel. Paris.

## Inhalt der Kapitel.

- Sechs-
-

Sechzehntes Kapitel. Compiegne.

Siebenzehntes Kapitel. Paris.

Achtzehntes Kapitel. Versailles.

Neunzehntes Kapitel. Reise nach Deutschland.

Zwanzigstes Kapitel. Dialogen.

Ein und zwanzigstes Kapitel. Beschlus.

## Erstes Kapitel.

### Versuche mit Mohnsaft.

---

Ich war in Diensten eines nicht ganz kleinen Reichsfürsten; ein Amphibium, halb Militair und halb Civilist; hatte Frau und Kinder, und wenig Besoldung. — Eine sichere Aussicht zu besserm Unterkommen bewog mich, meinen Abschied zu fordern, den ich erhielt. Ich machte eine Reise von hundert Meilen zu dem Orte, wo mir mein neues Glück bevorstand; und würde alles erlangt haben was ich hoffte, wenn ich einige Monate auf dem Platze ausgehalten hätte. Aber die Liebe zu meiner Frau, die mir alle Postage schrieb, daß Anverwandte, Freunde, Nachbarn und desgleichen, auch sogar schon durchlauchtige und hochgeborene Schwäger, sich meiner oft erinnerten und behaupteten „ich würde Weib und Kinder lassen, und nie wieder kommen“ verwirrte meinen Kopf dermaßen: daß ich, ohne mich von den Männern zu beurlauben, die an meiner Anstellung arbeiteten, meine Rückreise antrat, die hundert Meilen ohne den geringsten Aufenthalt schlennig

zurücklegte, und zu Hause — alles in der Ordnung fand, wie ich es verlassen hatte; ohne daß meine Abwesenheit, oder jenes Geschwätz, irgend eine Veränderung des gewöhnlichen Laufes der Dinge verursacht hätte. —

Anstatt meine Nebereilung wieder gut zu machen, auf der Stelle umzukehren, auszuharren und mich nicht weiter an das Gevattern-Geklatsch zu kehren, das mich das erste Mal irre gemacht hatte: blieb ich nun zu Hause, und verzehrte meine wenige Baarschaft, die gerade noch zugereicht haben würde, die Reise noch ein Mal zu machen.

In der Gegend, wo ich saß, schienen mir alle Thüren zu einer neuen Anstellung verschlossen; aus Ursachen, die mir keine Schande machen, wenn ich Lust und Zeit hätte sie anzugeben, die aber doch auch meistens aus mir selbst herührten.

Ich liebte meine Familie, meine Frau war ein rechtschaffnes, häusliches Weib, die aber alles nur in schwarzem Schatten sah; und die nach ihrer Philosophie die Meinung hegte, daß nur der Besitzer eines Vermögens, das ihn und die Seinen gegen jeden Zufall sicher stellt, mit offner Stirne — Narren und Schurken trocken, niemand aber ihrer spotten dürfe; welches ich ihr auch, wenn sie mich bei manchen Fällen daran erinnerte, nicht allezeit wohl widerlegen konnte. Meine Schwiegermutter, in einer kleinen Stadt nicht weit von uns, hatte gleiche Grundsätze, und war

war nicht geneigt, mich mit etwas anderm, als guten Wünschen zu unterstützen; und das hatte sie mit einem feinen Häuslein meiner Gläubiger gemein, die mir um ihres eignen Bestens willen viel Geld gönnten, mich aber, ob sie gleich wußten, daß ich keins hatte, nichts desto weniger schriftlich und mündlich, um das was ich hatte, weidlich quälten.

Ich hatte schon manches Elend erlebt, konnte mich von Kindesbeinen an keiner Glückseligkeiten rühmen, hatte dem Zufalle wenig, und der Unterstützung der Meinigen gar nichts zu verdanken; ich war also schon mit verschiedenen Arten widriger Schicksale bekannt, und wußte sie zu ertragen, so lange sie auf meine Person nur allein wirkten: aber dies Mal, da auch Frau und Kinder mit leiden mußten, scheiterte meine Standhaftigkeit; und das Beispiel vom Erzvater Hiob, dem seine Haut lieber war, als Söhne und Töchter, hatte für mich keinen Sinn. Ich fürchtete den Anblick meiner, durch mich unglücklichen Familie noch vor der wirklichen Epoche, und verlor alle Thatkraft. —

Was war also zu thun? — Nach meiner Meinung damals nichts anders, als: zu sterben! und daran arbeitete ich im Winter 1771 mit allem Ernst <sup>\*)</sup>. Nach reifer Ueberlegung, wie ich dies

ses

<sup>\*)</sup> Aus dieser Stimmung läßt sich die einzige große Lücke im Briefwechsel mit Nicolai erklären; denn vom

ses läbliche Vorhaben ohne großes Aufsehen, ausführen konnte, zog ich den Hungertod allen andern vor: denn ich hatte wirklich schon seit einiger Zeit den Appetit verloren, und hörte und sah nichts um mich herum, das mir Lust zum Essen, oder Muth zu fassen, erwecken konnte; und doch war ich damals erst drei und dreißig Jahr alt, gesund und stark. — Ich fing das Werk also an: Ich legte mich ins Bett, und stellte mich frank. Aber es wurde mir unerträglich, mit gesundem Leibe im Bette zu liegen; und wenn ich aufstand, sahe ich auch nur Gegenstände, die mein Herz peinigten. Ich machte also vor der Hand eine Pause in meinem Plane, ich gieng wieder aus, und kaufte mir aus allen Apotheken im Umkreise von fünf Meilen so viel Laudanum liquidum und trocknes Opium, als ich nur bekommen konnte, und brachte dessen einen beträchtlichen Vorrath zusammen. Nun legte ich mich wieder ins Bett, und es ging besser als das erste Mal; ich nahm fleißig mein Laudanum, schlummerte sanft den ganzen Tag, oder lag in einer Art von Betäubung; machte dem Auge, den man zu mir holte, etwas weiß, aß nichts, trank nichts, als ein wenig Thee ohne Milch, und lebte so sechs ganzer Tage, ohne daß sich das geringste Zeichen einer nahen Auflösung einstellen wollte. Schwächer wurde ich, aber doch nicht mehr, als ein Mensch

der

Oct. 1771, bis zum April 1773 (in welchen Zeitraum auch die Reise nach England ic. fällt) schrieb der Verf. nicht ein einziges Mal an ihn.

Unmerk. d. Herausg.

der etwa eine starke Portion Blut verloren hat. So lange das Opium in mir wirkte, war mir immer wohl, und es mengte sich in meine Träumereien auch nicht die mindeste Erinnerung an mich und meinen Zustand. In der sechsten Nacht hatte ich ruhig geschlafen bis früh fünf Uhr; folglich hatte ich die Dosis vom Abend vorher ausgeschwitzt, und erstaunte nicht wenig, als ich beim Aufwachen etwas Spitziges in meinem Munde fühlte. Es war eine von der größten Gattung Stecknadeln, beinahe zwei Zoll lang. Jetzt sammelte sich meine Denkkraft wieder. Ich habe immer an eine göttliche Vorsehung geglaubt, glaube auch noch daran: aber ich halte es für einen großen Pharisäischen Eigendunkel, wenn sich ein einzelner Mensch einbildet, der Schöpfer würdige ihn vor andern einer besondern Aufmerksamkeit; da er doch täglich sieht, daß viel bessere Menschen, als er, ihrem Schicksale unterliegen \*); und jetzt kam mir der Gedanke ein: „An dieser Nadel, die du ohne Zweifel im Schlaf aus dem Bettvorhange gezogen hast, kannst du sehen, daß auch ohne dein Zuthun Wege genug da sind, dich aus der Welt zu schaffen, vielleicht sollst du noch leben.“ — Ich nahm also kein Laudanum mehr, ließ mir zu essen geben, und erholte mich bald wieder; aber ich

\*) Die Gründe gegen eine sich auch auf das Einzelne erstreckende Vorsehung, sind schon so oft und so bündig widerlegt worden, daß es unnötig ist, hier etwas dagegen zu sagen; auch läßt sich aus des Verf. Briefen an R. nicht undeutlich schließen, daß er selbst, später, eine andre Meinung angenommen habe.

ich wartete auf Hülfe von der Vorsehung, wie die Thoren warten. Kein Courier brachte mir Geld oder ein Anstellungs-Parent. Also kam ich wieder auf meinen ersten Gedanken.

Ich hatte noch fliessendes und trocknes Opium, dazu goß ich Spiritus Vini, zerrührte alles wohl, und that es in eine kleine Phiole. Damit wanderte ich zu meiner Schwiegermutter, von der ich wußte, daß sie nicht über die Leichenkosten verlegen seyn konnte, und war beim Nachtessen noch ganz heiter. Ich ging um zehn Uhr auf mein Schlafzimmer, ergriff meine Mixtur, trank sie aus, warf die leere Bouteille so weit ich konnte aus dem Fenster, und legte mich nun in gänzlicher Erwartung meines Hinscheidens ins Bett; schlief auch sogleich ein, und erwachte etwa nach einer halben Stunde mit heftigem Erbrechen, welches meinen Magen von allem was er in sich hatte, entledigte, und zugleich mein Gemüth von allen Sterbensgedanken. Ich legte mich wieder zu Bett, schlief ruhig bis zum hellen Morgen, und fühlte beim Aufstehen nur eine geringe Ermattung, aber auch einen Ekel vor allen Opiaten, der noch dauert, und so weit geht: daß mich schon der Geruch davon zum Erbrechen bewegt.

Nun ging ich wieder nach Hause, und fasse den Muth, mich an einen Mann zu wenden, der mir schon oft mit Rath und That nützlich gewesen war, an den holländischen Gesandten in Mainz, Grafen Wartensleben. — Ich entdeckte ihm meine

meine Lage, ohne meiner Versuche mit dem Mohn-  
feste zu erwähnen, und wurde theilnehmend und  
freundschaftlich von ihm aufgenommen. Sein Rath  
war, mich ungesäumt aufzumachen, und nach Eng-  
land zu reisen. Die Herzogin von Nordhumber-  
land war gesonnen, in diesem Sommer eine Reise  
durch Deutschland zu machen, und wünschte in ih-  
rem Gefolge einen deutschen Gentleman zu haben.  
Das hatte sie der Gräfin Wartensleben geschrie-  
ben, und nun schlug mich der Graf, ihr Gemahl,  
zu diesem Posten vor. Er gab mir ein Empfehlungs-  
Schreiben an die Herzogin, noch drei an-  
dere an die Gesandten von England, Frankreich  
und Holland, und so viel Reisegeld, als ich bei  
guter Wirthschaft bis London nöthig hatte. —  
Damit ging ich erst wieder zu meiner Frau, theilte  
mit ihr mein Reisegeld, verabredete unsern Brief-  
wechsel, und verließ sie hochschwanger. Nun geht  
also erst meine Reisebeschreibung an.

### Zweites Kapitel.

#### Reise bis Rotterdam.

Ich wanderte aus, den sechsten April 1772  
Nachmittags um drei Uhr, zu Fuße, bis auf die  
nächste Station, wo ich den Kölnischen Postwagen  
erwarten konnte. Meine Frau begleitete mich eine  
Biertelstunde, und uns beide ein Donnerwetter  
(etwas Ungewöhnliches in dieser Jahreszeit), wel-  
ches meine Frau für kein gutes Zeichen hielt. Ich  
verbarg meine Empfindungen so gut ich kounte;  
der

der Abschied war zärtlich, und wir zweifelten gewiß alle beide, uns jemals wieder zu sehen; sie war ohnehin geneigt, das Schlimme lieber, als das Gute zu vermuthen, und mir selbst schienen die Aussichten noch sehr entfernt und ungewiß; der Weg war weit, und ohne Verhältniß mit meinem Geldvorrathe. Aber daran dachte ich bei unserm Abschiede weniger, als an den hilflosen Zustand, worin ich die Meinigen verließ.

Traurig kam ich auf der Station an, und hatte hier noch eine Abschiedsscene zu überstehen; denn der alte Reitknecht, der meinen Mantelsack bis hieher getragen hatte, wollte nicht von mir scheiden. Ich mußte mir Gewalt anthun, ihn zurückzutreiben, und durchwachte hier eine betrübte Nacht: bis der Postwagen eintraf, in dem kein Passagier war. Erst in L im b u r g an d e r L a h n gesellte sich noch ein zweiter zu mir, ein Graf Seiboldsdorf, Hauptmann in Churpfälzischen Diensten, der nach Düsseldorf in seine Garnison zurückkehrte. Die wenige Aufmerksamkeit auf seine Höflichkeiten, die er meinem Kummer zuschrieb, und eine Thräne, die er aus meinen Augen rollen sah, stimmten ihn zum Mitleiden. — Ich habe ihn nie wieder gesehen, aber mein Herz ist noch dankbar für die Mühe die er sich gab, mich zu trösten, ohne in meine Geheimnisse zu dringen; er ermunterte mich, so viel er konnte, nochigte mich auf der Station M o n t a b a u r mit ihm Punsch zu trinken, den er selbst machte; und schied in K o b l e n z sehr theilnehmend von mir.

In

In dieser Stadt traf ich ein Packchen vom Grafen Wartensleben, worin er mir meine Uhr schickte, die ich in meinen vorigen Nöthen in Mainz verloren, und die er mir eingelöst hatte.

Den 9ten April nahm mich ein Nachen nebst mehreren Personen von Koblenz mit nach Köln, wo ich den roten still liegen, und eine andere Gelegenheit zu Wasser nach Holland abwarten mußte.

In dem nehmlichen Nachen, der mich nach Köln brachte, waren drei junge Leute, die sich nun, da sie hörten, daß ich nach London gehen wollte, zu mir gesellten, um gesellschaftlich weiter zu reisen. Es waren Kaufmannsdienner, die in Wien in Condition gestanden, und sich auf einem ihrer Faschingsschmäuse bei einer Flasche Wein verabredet, ja mit Schwüren verbunden hatten, nach geendigter Fastnacht auf Abenthener auszugehen, und ohne ihre Herrn und Eltern um Rath zu fragen, jenseit des Meeres ihr Glück zu versuchen. Der Urheber dieses schönen Plans war der kleinste von Person, der Sohn eines Flötenmachers von Basel, Schlegel; der zweite, ein feiner stiller junger Mensch aus einem Handelshause in München, hieß Nöcker, und der dritte, dessen Namen ich vergessen habe, war eines Bauern Sohn aus Niederösterreich, dem es die andern oft und stark fühlen ließen, daß er wenig oder nichts zu den gemeinschaftlichen Reisekosten beitragen hatte, welches er mit vielem Phlegma ertrug. Ich würde dieser drei Abentheurer hier gar nicht

nicht gebeten, wenn ich es nicht darum thäte, zu zeigen, wie viele Menschen in der Welt große Reisen und Werke unternehmen, ohne auf etwas anders als den Zufall, in der Ausführung zu rechnen. Aus den Discursen dieser jungen Leute entdeckte ich bald, daß ich der Reichste in der Gesellschaft war, und daß unser ganzer Kassenbestand, wenn wir ihn zusammengeworfen hätten, kaum funfzig Gulden betrug. Meine ganze Baarschaft bestand in dreifig Gulden; damit konnte ich unmöglich bis London ankommen; Wäsche und Kleidung war mir heiliger als dem Könige David die Schaubrode des Tempels; davon würde ich aus guten Gründen nie etwas veräußert haben; also dachte ich noch in Köln in allem Ernst auf ein Mittel, mich meiner Uhr zu entledigen, ohne an dem wahren Werthe gar zu viel zu verlieren; und der Gedanke den ich fasste, war nicht übel.

Damals hatte ich schon ein paar Bücher geschrieben; vielleicht in *vit is Grat u's*, aber doch nicht ohne alle Bekanntschaft mit der deutschen ältern und neuern Litteratur. — Ich wußte also, daß der Dichter *Jacobi* aus Düsseldorf war, und da noch einen Bruder hatte, der Wissenschaften besaß und liebte. Da wir nun von Köln auf dem Rheine bei Düsseldorf vorbeifahren mußten, so hätte ich ganz wohl auf das Handwerk einsprechen, dem Herrn Hofkammerrath einen Besuch machen, und ihm meine Verlegenheit mit der Uhr entdecken können. Dazu fehlte es mir aber an Dreistigkeit. Man wird mich über diesen Punkt

fen-

fennen lernen; ich bin gar nicht fähig, in solchen Fällen jemand um etwas anzusprechen. Ich entschloß mich demnach, nicht ohne innerlichen Kampf mein Heil schriftlich zu versuchen, und habe den Brief noch im Kopfe, den ich in Köln zurecht machte, um ihn in Düsseldorf, wo wir anlanden müßten, an seine Behörde zu senden; ohngefähr so:

„Sie sind ein Freund der schönen Wissenschaften, und der Bruder eines Dichters, der ein Original-Genie ist, und viel seines und edles Gefühl in seinen Schriften verräth. Dies macht mich so dreist, Ihnen dieses Billet zu senden. Ich habe auch einiges geschrieben, darf aber dermalen meinen Namen nicht nennen. Ein unvermeidlicher Unfall zwingt mich nach England zu reisen. Ich bin mit vieler Einschränkung bis hieher gekommen, gehe diesen Augenblick weiter, und habe nicht so viel als ich bis nach London gebranche. Rabelius wurde bei einer ähnlichen Gelegenheit Giftmischer, und Sterne hatte sich auf diesen Fall vorgenommen, etwas anzustellen, um in die Bastille zu kommen. Beide Mittel sind für meine dermaligen Umstände zu lustig. Ich wende mich an Sie, weil ich glaube, daß sie menschlich denken und fühlen, und bitte, mir eine goldene Uhr für ihren wahren Werth abzukaufen, denn Niemand dem ich sie anbieten wollte, würde mir mehr als den halben Preis dafür geben. Im Fall Sie dazu geneigt sind, so schicken Sie jemand zu mir, der sich auf Uhren versteht; das Schiff auf dem ich bin, geht sogleich weiter, und es wäre für mich zu demüthigend,

thigend, wenn ich Ihnen in einem solchen Anliegen selbst aufwarten sollte, welches ich außerdem mit vielem Vergnügen thun würde."

Wir gingen den 11ten von Köln ab, in dem kleinen Schiffchen eines Booten der nach Rotterdam zurückkehrte, und kamen gar bald nach Düsseldorf. Ich schickte aus dem nächsten Wirthshause am Ufer, einen Hansknecht mit meiner Missive zu dem Herrn Hofkammerrath Jacobi; er brachte mit sie aber uneröffnet zurück, mit dem Berichte, die Frau Kammerathin habe ihn erst über alles ausgefragt, sodann versichert, daß ihr Herr nicht zu Hause sey, und zuletzt mit der Handlung selbst bestätigt, daß sie keine Briefe annehme. Dieser Fehlgriff verdross mich fast sehr, und doch gab mir alle Überlegung die ich zwischen Düsseldorf und Kaisersheim anstellte, kein besseres Mittel an, als die Sache auf andere Art noch ein Mal zu versuchen. Ich schrieb von Kaisersheim, wo wir wieder anlegen mußten, geschwind ein paar Zeilen an H. St. R. Jacobi und sendete sie mit der Post nach Düsseldorf. In dieses zweite Schreiben, in dem ich mein Missgeschick zu Düsseldorf, erzählte, schloß ich das erste noch versiegelte Billet und meldete, daß ich zu Rotterdam in der Stadt Danzig zu erfragen seyn würde, wenn er gesonnen sey, die Sache mit der Uhr durch einen seiner dortigen Correspondenten abthun zu lassen. Und so fuhren wir weiter, und kamen, nachdem wir Orsey, Emmerich, Rimwegen, Birk, Pommel, Wor-

cum und Dordrecht hinter uns gelassen hatten, den 14ten April Abends um 7 Uhr glücklich in Rotterdam an.

### Drittes Kapitel.

#### Aufenthalt in Rotterdam.

Man hatte mir schon in Köln die Stadt Danzig als ein gutes Wirthshaus anempfohlen; ich hatte auch Herrn Jacobi dieses Haus als meine Herberge angegeben, und wollte also da einkehren; es war aber zu spät, und schon finster, als ich erfuhr, daß es von dem Platze, wo wir angelandet waren, zu weit entfernt sey, und der Wirth in F'vosje (Füchschen) auf der Gelderschen Ray, wohin uns unser Schiffer gebracht hatte, gewann mich durch sein offnes Wesen, daß ich beschloß, diese erste Nacht bei ihm zu verbleiben. Der Mann hieß Hendrick Wensink, war noch jung, und angenehm im Umgange. Er führte mich anfänglich in ein Zimmer, wo ich einen alten ehrwürdigen Mann fand, der sich nur auf ein paar Stunden hier einquartirt hatte, weil es nahe an dem Platze war, wo er sich in der Nacht einschiffen sollte. Wir speiseten zusammen, und sprachen von mancherlei bis nach Mitternacht, da ihn sein Schiffer abholte. Ich fand nicht Gelegenheit nach seinem Namen zu fragen; der Wirth wußte ihn auch nicht; wenn ich aber bedenke, daß sein Accent im Deutschen, dänisch oder schwedisch war, daß er mich fragte; ob ich nicht den Probst

Det-

Dettinger im Würtembergischen kenne? und andere Dinge mehr; so glaube ich bestimmt, diese Nacht mit dem bekannten Schwedenborg gespeist und zugebracht zu haben \*).

Das Wirthshaus zur Stadt Danzig fand ich, als ich früh dahin ging, schlechterdings nicht für mich geeignet. Es war da eine privilegierte Seelenverkäuferey; das heißt: es lag in dem Hause eine öffentliche Matrosen- und Seesoldaten-Werbung, mit allem was dazu gehört, Musik, Spiel und Weibsbilder. Ich beschloß demnach, in meinem ersten Quartier zum Božje zu bleiben, und versprach in der Stadt Danzig ein gutes Trinkgeld für die Nachricht, die man mir sogleich bringen sollte, wenn jemand nach mir fragen würde. Indessen erfuhr ich von meinem Wirth, daß Sonntag den 19ten April eine Englische Chalouppe von Rotterdam zurück nach London segeln würde, und daß ich gegen Bezahlung mitsfahren könnte; ich wagte es aber nicht um den Betrag der Kosten zu fragen, und brachte so ein paar Tage zu, weil ich noch immer auf Nachricht von Düsseldorf hoffte. Herr Hendryk Wensink wurde indessen mein Freund, und dazu half mir meine wenige Bücherkenntniß. Seine eigene Sammlung bestand aus lauter Theosophen, Mystiken und Adepten, unter denen er Jacob Böhmen besonders schätzte. Da ich ihm nun von den

- Wer-

\*) Aber ist es denn ausgemacht, daß Schwedenborg gerade um diese Zeit eine Reise durch Holland nach Deutschland gemacht hat?

Werken dieses seines Helden, von der Seade, Gujon, vom La badi e und andern mehr, manches vorzuschwâhen wûste, so hielt er mich, wo nicht selbst für einen Schwârmer, doch für einen Liebhaber ihrer Schriften. Er war katholisch, und hielt mit seiner Familie in der Charwoche strenge Fasten. Es mochte ihm wohl so vorkommen, als ob es mit meinen Finanzen nicht ganz richtig sey; denn er machte mir gleich am andern Tag den Antrag, mir Kost und Quarier nebst Thee und Kaffee, so lange ich bei ihm wohnen würde, täglich für anderthalb hollândische Gulden zu geben, wenn ich mich in der Charwoche, in der wir damals waren, mit Fastenspeisen begnügen wolle; und diese waren in der That nicht schlecht. Er gab mir alle Tage Alsuppen und die besten See fische die man in Holland hat. Ich wollte am ersten Tage Abends meine Zehrung bezahlen, und gab dem Wirth einen Kremnitzer Doppelducaten, worauf Maria Theresia stehend geprägt war. Er besah das Goldstück, hielt es für eine Schau münze, und meinte, wenn ich die artige Medaille ja ausgeben wollte, so müßte ich einen Liebhaber suchen, denn außer dem Goldschmidte, würde mir sie Niemand auswechseln. Wirklich ließen die Holländer damals keine andere Ducaten cursiren, als ihre eigenen, und wenn ich nicht einen böhmischen Glashändler in Rottterdam gefunden hätte, der mir Holländer für meine wenigen Kaiserlichen gab, so hätte ich verlieren müssen.

Indessen veranlaßte dieser Umstand den Herrn  
Wen-

Wen sin k, dem es auffiel, daß ich meine Denkmünzen ausgeben wollte, mich ganz zutraulich um meine Umstände zu fragen, und ich sagte ihm eben so offenherzig, daß ich einen Brief erwartete; wenn der aber vor Sonntag nicht kommen sollte, so würde ich mich genöthigt sehen, meine Uhr zu verkaufen, um mit dem Englischen Schiffe abreisen zu können. Seine Antwort war „My n Heer soll daß nich doen, sondern lieber das Schiff Sonntags fahren lassen und den Brief abwarten.“ Darauf erwiederte ich, daß ich in diesem Falle Geld und Uhr verzehren würde, und wenn der Brief ganz ausbleiben sollte, mich außer Stand sezen, weiter zu reisen. —

„Wenn sich das zutragen sollte, sagte der ehrliche Mann, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich alles was Sie bei mir verzehren, so lange creditire, bis Sie zurück kommen, oder den Betrag von London schicken können. Inzwischen behalten Sie Ihre Uhr bis Sie abreisen, dann will ich schon sorgen, daß sie gut verkauft wird.“ Daraüber blieb ich unentschlossen.

Von meinen Reisegefährten, den drei Herren Kaufmannsdienern, muß ich noch melden, daß sie sich gleich nach unserer Ankunft in Rottterdam von mir trennten, um ein Wirthshaus zu suchen, wo sie weniger zu verzehren brauchten; ich traf sie aber vor meiner Abreise noch ein Mal an, und will den Auftritt erzählen, ob er gleich lustiger anzusehen war, als er zu beschreiben seyn wird.

Ich

Ich ging in der Stadt spazieren, und hörte im Erdgeschoß eines ansehnlichen Hauses ein verwirrtes Gezänke, holländisch und deutsch unter einander, erkannte dabei die Stimmen dieser jungen Leute, und kam noch gerade zu rechter Zeit, den Streit zu schlichten, in den sie ganz unschuldig verwickelt waren. Um genau zu leben, nachdem sie vorher zu reichlich gelebt hatten, wollten sie diese Mahlzeit mit Käse und Brod abthun. Da hatten sie denn über einer Hausthür mit goldenen Buchstaben gelesen, daß in diesem Hause Käse und Butter zu verkaufen sey, hatten aber übersehen, oder nicht verstanden, was noch dabei stand: *Kaas ende Boter in't Groot*; (ins Große) und waren da hineingegangen, um für ein paar Stüber Käse zu verlangen, welches der alte misstrauische Holländer sehr übel nahm, und darauf bestand, daß diese Fremdlinge von seinen Nachbaren zu dem Possen angestiftet wären. Ob ich gleich auch nur wenig Holländisch verstand, so war ich doch geschickter als die jungen Leute, den Handelsherrn, der mit Butter und Käse im Großen handelte, zu besänftigen: denn er sprach ein wenig Französisch. Sonst wußte ich mir in Holland, in Bezug auf die Sprache, ganz gut zu helfen, denn ich verstand etwas plattdeutsch; nur ein einziges Mal konnte ich mich nicht eher verständlich machen, als bis ich die Sache selbst fand, und mit dem Finger darauf deuten konnte. Ich wollte mir eine ordinäre hölzerne Schachtel kaufen, und in zwanzig Kaufladen wußte Niemand was das war: ja selbst das Wort Schachtel war

den Sprachwerkzeugen der Holländer zu schwer mir nachzusprechen: bis man mich, da ich so ein Ding in einem Gewölbe stehen sah, freundlich belehrte, daß das ein Doosje sey.

Was die drei Abentheurer anbelangt, so ist mir Herr S. aus Basel in London noch ein Mal begegnet. Er sagte mir, daß er für Indien angeworben sey; und daß sich seine Kameraden in Holland noch anders besonnen, und mit Beihilfe eines Handelshauses, welches mit dem Rockerischen in München in Verkehr stand, ihre Rückreise angetreten hätten.

Von den Merkwürdigkeiten der Stadt Rotterdam habe ich übrigens, außer der Bildsäule des Erasmus, welche sich mir selbst darstellte, nichts gesehen; denn mich plagte keine andere Neugierde als die, ob sich Briefe von Düsseldorf einstellen würden.

Am 11ten April kam eine Dirne aus der Stadt Danzig in das Doosje und brachte mir Nachricht, daß Mynheer Spies, ein reicher Kaufmann, nach mir habe fragen lassen, wofür sie das versprochene Trinkgeld bekam. Ich begab mich nun zu diesem Manne, der Deutsch mit mir sprach, und mir ankündigte: Herr Jacobi aus Düsseldorf habe ihm wegen einer goldenen Uhr geschrieben, die er mir abkaufen und zwölf Ducaten dafür bezahlen sollte. Ich hatte sie nicht viel theurer bezahlt, und länger als ein Jahr getragen. Unsere Sache war bald abgethan; ich über-

übergab ihm die Uhr, und er mir das Geld; nur als ich die Kette davon losmachte, welche eben von keinem sonderlichen Werthe war, äußerte Herr Isaac Spies: Ob sie nicht bei der Uhr bleiben müsse? ich fragte: Ob Herr Jacobi etwas davon erwähnt habe? — worauf er seine Brille ergriff, und den Brief überlas, aber nichts finden konnte, und also nicht weiter darauf bestand. Aber nun, nach geendigtem Geschäfte, ließ mich Mynheer noch nicht los, sondern begann einen weitläufigen Discurs, beklagte mich daß ich die Uhr verkaufen müsse und fragte: Weß Standes oder Würden ich sey? Um nun allem fernern Examens auszuweichen, nannte ich mich, ganz unverschämt, einen Gelehrten, und wurde für diese Elige, mit einer schönen langen Diatribe über die holländische Litteratur, = Kirchen- und Reher-Geschichte besalbt, wovon ich nichts mehr weiß, als was folgt:

„O mein Herr! hier in Rotterdam haben wir immer große Gelehrte gehabt. Erasmus! — nun ja, zu seiner Zeit hat er Aufsehens gemacht, und die holländische Unterschrift an seiner Bildsäule ist noch nicht zu verachten; aber was ist er gegen die Männer zu Ende des vorigen und Anfangs des jzigen Jahrhunderts?“ Nun wollte ich auch etwas von meinen Kenntnissen anbringen, und nannte den Bayle. — „Ja!“ sagte er, und rümpfte die Nase — aber der ist doch lange nicht der Mann, der Mynheer Clericus war. Hierauf erklärte er mir, daß Herr Clericus ein

Remonstrant gewesen sey, und daß er, Herr Isaac Spies, auch einer sey; folglich, daß Herr Clericus viel gelehrter gewesen seyn müsse, als Herr Bayle, der gar keine Religion gehabt hätte. Dagegen hatte ich nun verschiedenes einzuwenden, und mußte mich in einen Streit einlassen, bei dem Herr Isaac Spies gewahr wurde, daß ich das, was er mit vielem Eifer erklärten wollte, wirklich schon wußte, nähmlich: Was ein wahrer Remonstrant sey und glaube. Nach dieser Entdeckung zeigte er mehr Achtung und Höflichkeit. Er erlaubte mir auf seinem Comptoir einen Dankbrief an den Herrn Jacobi zu schreiben, den er zur Bestellung übernahm, und mich ganz ernsthaft versicherte, daß dieser Brief zwölf Stüber Postgeld koste, die er auf sich nehmen wolle. Sein guter Wille gieng noch weiter. Er schickte seinen Comptoir-Bedienten mit mir zu dem Englischen Schiffskapitän, mit dem wir wegen der Ueberfahrt nach London einig wurden: sechs und dreißig Schillinge für Platz und Lager in der Kajute, und täglich drei Schillinge Postgeld. Auch gab mir Herr Spies für die zwölf Ducaten englische Münze, und wir schieden als gute Freunde aus einander, ob es ihm gleich noch immer wußte, daß mein Herr Bayle mehr gelten sollte, als sein Herr le Clerc.

Ich erkenne übrigens die Gefälligkeit dieses ehrlichen alten Remonstranten mit allem Danke; und werde den wichtigen Dienst, den mir Herr Jacobi damals so großmuthig leistete, in meinem

uem Leben nicht vergessen. Noch habe ich nicht Gelegenheit gehabt, ihm meine Dankbarkeit thätig zu beweisen. Wir sind zu weit von einander entfernt, und in seinen Umständen würde ich ihm mit Kleinigkeiten nicht so viel Vergnügen machen, als er mir damals Hülfe verschaffte.

### Viertes Kapitel.

#### Reise von Rotterdam nach London.

Am 19ten April, den Ostersonntag 1772 früh, halb sechs Uhr, lichtete unsere Schaluppe die Anker, sie hieß Queen Charlotte; Captain Berwick. Dieser Mann hatte keine empfehlende Physiognomie, sondern ein wahrhaft Hogarthisches Karrikatur-Gesicht; er schielte furchterlich, und schien sein Gesicht zu rechtfertigen: denn er behandelte seine Leute und uns Passagiere, jene wie diese, grob und despoticisch. So meinte ich am Anfange unserer Reise; in der Folge fand ich an ihm einen rechtschaffenen, billig denkenden und gutmütigen Mann. Seefahrer und überhaupt alle Menschen, die ernsthaften Geschäften vorstehen, muß man nicht in dem Augenblicke beurtheilen, wenn sie ihr Amt verwalten, und anzuordnen haben. Es ist ganz natürlich, daß ihnen dann ihr Hauptaugenmerk nicht erlaubt, Komplimente zu erwiedern, oder oft jede unbedeutende Frage so langweilig zu beantworten, als es der Frager wünscht; und wer bei solchen Gelegenheiten einen kräftigen Fluch einzustecken muß, der mag denken, daß das

soviel

soviel heißt, als: „Warte der Herr, bis ich Zeit habe!“

Als Kapitain Berwick nach ein paar Stunden oben fertig war, kam er zu uns Passagieren in die Kajüte, und zeigte uns einen Korb mit Wein in Bouteillen. Dann öffnete er einen Schrank, in dem Zucker, Kaffee, Thee, Zitronen, Rum und Arrak war. „Hier, meine Herren! wenn Sie außer der Mahlzeit von allem dem etwas begehrten, bedienen Sie sich nach Belieben; auch ist hier noch ein Behältniß, wo Sie immer Brod, Schinken und sonst etwas Kaltes finden.“ Ich war der Einzige, der vom Anfange bis zum Ende dieses großmuthige Anerbieten bemühen konnte, denn die andern wurden alle gleich seefrauk; und so frank auch meine Seele war, die sich unaufhörlich um die Meinigen grämte: so speiste ich doch Mittags und Abends mit dem besten Appetite, ließ mir auch außer der Zeit, Kaffee, Wein und Punsch gar wohl schmecken, und weiß gewiß, daß der gute Kapitain Berwick an meinem Kostgelde wenig gewonnen hat.

Wir waren vier Passagiere in der Kajüte; ein englisches Frauenzimmer, Miss Nancy Bennet, die sich gleich des Amtes bemächtigte, uns Thee, Kaffee und Punsch zu machen, und einzuschenken so oft wir es begehrten; sie war in Holland Gouvernante gewesen, und gieng zurück in ihr Vaterland. Den zweiten Passagier, einen verunglückten Schiffskapitain der gestrandet war, nahm

nahm Kapitain Berwick, nebst einem kleinen Neger und seinem Hunde, gratis mit; und der dritte Mann, der noch mit in der Kajüte war, hat von nun an soviel Anteil an meinen Schiffsalen, daß ich ihn nicht so kurz wie die andern absertigen kann.

Ein junger Mann, etwa von 28 bis 30 Jahren, ließ zwei Koffer und eben so viel Mantelsäcke in die Kajüte tragen, und bat mich, ihm eine Guinée zu wechseln, um die Träger zu bezahlen. Weil ich wußte, daß er mit nach London fuhr, so ließ ich ihm so viel Silbermünze, als er brauchte; und nun setzte er sich neben mich, und sagte mir in holländischer Sprache, daß er von Amsterdam käme, und nach London fahre, um von da mit dem ersten Schiffe nach Surinam zu gehen, wo er etabliert sey, u. s. w. Da ich ihm wenig Antwort gab, so fing er endlich an Deutsch zu reden, und erzählte noch viel von Surinam, von seinen Plantagen, seinen Sclaven und Sclavinnen, und eine Menge anderer Dinge; die mich alle auf die Vermuthung bringen mußten, daß er ein, wo nicht gar reicher, doch ganz wohlhabender Kolonist von Surinam sey. Wir blieben wegen widrigen Windes den 20sten, 21sten und 22sten bei Hellevoet vor Anker liegen, und hatten also Muße genug, mit einander zu schwätzen. Eine Vertraulichkeit erweckte die andre; ich erzählte dem Surinamer auch einen Theil meiner Gegebenheiten; ich machte ihm gar kein Geheimniß aus dem Zustande meiner Kasse, und von der Unge-  
wissheit

wißheit meiner Aussichten, die sich nur allein auf die Empfehlungsschreiben gründeten, die ich ihm gelegentlich sehen ließ. Dagegen erfuhr ich von ihm, daß er aus Schwaben gebürtig sey, daß er sich nur erst seit wenig Jahren in Surinam etabliert, und diese Reise nach Amsterdam nur bloß unternommen habe, um sich allerlei Geräthschaften für seine Plantage anzuschaffen; sein Aufenthalt in London werde nicht länger dauern, bis sich ein Schiff finde, auf dem er zurückfahren könne u. s. w. Mit diesen und andern Gesprächen vertrieben wir uns die Zeit, wobei ich meine Neugierde zu beschränken wußte, so bald ich merkte, daß mein Mann zurückhaltend wurde; und das war immer der Fall, wenn er auf den Punkt kam, wie er aus Schwaben nach Surinam gekommen sey, und in so kurzer Zeit schon Vermögen erworben habe. Ich vermutete, daß er einen Onkel oder Vetter beerbt hätte, und begnügte mich mit dem, was er mir selbst ungefragt sagte; auch erfuhr ich seinen Namen erst nach unserer Ankunft in London, und dachte auf dem Schiffe so wenig daran, etwas von ihm zu erwarten: daß ich auf keine Weise viel Umstände mit ihm machte, sondern ihn vielmehr über seine Metamorphose vom Schwaben zum Holländer schraubte, und ihm seinen Geiß vorwarf, weil er ohne Bedienten reise. Darauf gab er mir eine Antwort, die sich hören ließ: nähmlich, daß in Surinam keine andere Bedienten als nur Neger wären, und daß er von diesen keinen habe mit nehmen wollen, weil sie in Europa frei würden. —

Da wir noch bei Helvoet lagen, kam er, ich weiß nicht mehr worüber, mit Kapitän Berwick in einen Streit, welcher so heftig wurde: daß der Kapitän schott. Ordre gab, seine Bagage an das Land zu bringen. Endlich wählten beide Theile mich zum Schiedsrichter, und ich mußte, nach meinen Einsichten und der strengsten Unpartheilichkeit, dem Surinamer Unrecht geben; mit welchem Ausspruch sich beide Theile beruhigten und aussöhnten: jedoch so, daß der Kapitän den Surinamer nach der Zeit gar keiner Aufmerksamkeit, und nur selten einer Antwort würdigte, wenn er sich in unsere Unterredungen mischte. Ich verstand schon in Deutschland so viel Englisch, daß ich ein Buch lesen konnte, aber es hat mir nie gelingen wollen, diese Sprache gut zu reden; Kapitän Berwick gab sich mit mir viele Mühe; ich konnte mich so ziemlich verständlich machen, und wenn er etwas zu mir sagte, das ich nicht verstand, so ließ ichs ihn aufschreiben, und fand den Sinn sogleich.

Den 23sten früh änderte sich der Wind; wir lichteten die Anker, und sahen den 24sten die englischen Küsten ganz weiß, fuhren Nachmittags dicht bei Harwich vorbei, lagen die Nacht vor Anker, passirten den 25sten früh Gravesham, und ließen Abends bei Greenwich den Anker fallen.

So bald wir uns der Themse näherten, kam ein Schwarm von Zollbedienten, oder sogenannten Customs House Officers, die sich in das Schiff einquartierten, und mit nach London fuhren,

ren, um Contrebande zu verhüten. Ich habe aber nicht bemerkt, daß Kapitain Berwick ihre wegen einige Verlegenheit blitzen ließ. Er gab ihnen kalten Punsch mit gemeinem Brantwein, und überließ ihnen das Verdeck zum Nachtlager. Am 26sten, da wir noch bei Greenwich lagen, zog mich der Kapitain ganz früh auf die Seite, und erklärte mir: daß wir zwar heute in London anlanden würden, aber — weil es Sonntag sei, an dem vom Custom House (Zollhouse) nichts geöffnet werde — in dem Schiffe bleiben müßten; wenn ich eine halbe Guinée daran wenden wolle, so würde er es mit den Zollbeamten auf dem Schiffe zu vermitteln suchen, daß sie mich, ehe es noch vollig Tag wäre, entlässen. Dafür bedankte ich mich höflich. Eine halbe Guinée war in meinen damaligen Umständen viel Geld, und ich hatte nichts Zollbares bei mir. Mein Reisegefährte, der Surinamer, war anderer Meinung, und bat mich inständig, von dem Anerbieten des Kapitäns Gebrauch zu machen; er habe neue seidene Strümpfe und mehrere verbotene Waaren bei sich, und wolle gern eine Guinée, und noch mehr zahlen, wenn wir das Schiff verlassen könnten. Sein Wunsch wurde erfüllt; er zahlte eine Guinée; wir wurden nach einer ganz leichten Visitation entlassen, und stiegen nach fünf Uhr in ein Greenwicher Fischerboot, das uns gar bald nach London brachte, und beim Tower absetzte.

Fünftes Kapitel  
Ankunft in London.

Die Scene die sich mir bei meinem Eintritte in London darstellte, werde ich nie vergessen. Es war ein vor trefflich schöner heller Frühlingstag, morgen; die erst aufgegangene Sonne verbreitete ihre Strahlen auf alle Häuser, an denen die vergoldeten metallenen Feuerassfuranz- Zeichen wie Brillanten glänzten. Goldene Buchstaben auf schwarzen Tafeln zeigten fast an jedem Hause eines wohlbebaute Platzes die Namen und das Gewerbe der Einwohner: aber von ihnen selbst war nichts zu sehen — kein Geräusch das bewohnte Häuser verrieth, keine geöffnete Thür, keine menschliche Seele bei hellem Tage auf der Gasse, und eine tiefe Stille, welche nur durch Nachigallen- Gesang und Wachtelschlag vor den Fenstern bisweilen unterbrochen wurde; alles das brachte in mir eine Wirkung hervor, die mich ganz in das Reich der arabischen Märchen des Herrn Galland versetzte, wo von Städten erzählt wird, deren Einwohner alle in Stein verwandelt sind.

Die Fischer, die uns bis an den Tower gebracht hatten, setzten uns und unsere Bagage aus, an einer engen Gasse, die vom Ufer nach Tower hill führt. Da war aber um und neben uns kein Mensch zu erblicken, bei dem wir uns um ein Wirthshaus, oder nach Leuten zur Fortbrin-

bringung unserer Sachen, erkundigen könnten. Ich ließ also den Surinamer bei den Koffern, und ging bis zum Ende des kleinen Gäßchens, wo sich mir Towerhill in dem Anblicke, den ich so eben beschrieben habe, darstellte. Aber da war kein Mensch zu sehen, weder nahe noch ferne. Früh um halb sieben Uhr, bei hellem Sonnenschein, in einer großen Stadt noch alle Thüren verschlossen! Das schien mir unbegreiflich; und doch war es weiter nichts: als daß die Leute in London später schlafen gehen, und folglich auch später aufstehen, als anderwärts; und daß in England überhaupt am Sonntage eine große Stille beobachtet wird. Ich entdeckte endlich doch eine Schildwache vor dem Tower selbst, die mir, gegen baare Bezahlung eines Schillings, ein holländisches Schiffer-Wirthshaus zum Wapen von Hamburg (Hamburg Cloms) dem Tower gegenüber, zeigte. In dieses Haus begab ich mich, und fand auch da nur Mägde und Schenkbursche, die erst aufgestanden waren und auszufahren anfingen; sie schafften mir aber gleich ein paar Träger, die unsere Sachen in dieses Haus brachten, wo wir uns beide vor der Hand einlogirten. Der Wirth war ein Deutscher, von Groß-Niehausen in Thüringen, der dreißig und mehrere Jahre als Matrose gedient, und seinen deutschen Namen Metschel weiflich mit dem englischen Mitchell verwechselt hatte; er war ein ehrlicher, guter, alter Seefahrer, der, ungeachtet seines täglichen Rausches, in der Bedienung seiner Gäste nichts versäumte.

Schon da ich mit diesem Manne und seiner Familie das Frühstück einnahm, bekam ich den ersten Vorschmack der Schicksale, die mir bevorstanden; denn da ich mich nach der Wohnung der Herzogin von M o x t h u m b e r l a n d erkundigte, sagte mir der Wirth: daß sie vor einigen Tagen nach S p a a gereiset sey, und holte das Zeitungsbüllt, welches mir diese traurige Nachricht bestätigte. Ich verlor aber doch nicht allen Muth; denn ich wußte, daß der Graf W a r t e n s l e b e n zu gleicher Zeit, als er mich absfertigte, mit der Post an die Herzogin geschrieben, und mich ihr angekündigt hatte; ich hoffte demnach, auch in ihrer Abwesenheit alles zu meinem Empfange bereit, und etwa die Ordre, ihr nachzureisen, vorzufinden. Ich schlug mir an diesem ersten Tage, unter so vielen Gegenständen, die mir noch neu waren, alle traurigen Gedanken aus dem Sinne, durchstrich mit meinem Surinamer, der mir nicht von der Seite wich, die Stadt, fuhr auf der Themse, und begaffte alles, was mir des Begaffens werth schien. Mein Begleiter führte mich in Tavernen und Kaffeehäuser, und sparte nicht, mich wohl zu bewirthen.

Ich muß meine Erzählung hier ein wenig unterbrechen, und dem Vorurtheile vorzubeu gen suchen, welches einige Lejer gegen mich fassen müssen: wenn sie von nun an das unbesonnene Verfahren meines Reisegefährten mit meinen damaligen Umständen zusammen halten. Sie werden glauben, daß ich mich der Ueberlegenheit meines

Ver-

Verstandes bedient, und den Mann durch Kunstgriffe und Vorspiegelungen bewogen habe, so zu handeln wie er that; aber damit würde man mir Unrecht thun. Ich weiche auch bei dem geringsten Umstände nicht von der Wahrheit ab, und kann selbst noch jetzt nicht recht begreifen: was den Menschen bewog, sich so zu vergessen, wie der Verfolg zeigen wird.

Ich kehrte mit ihm in dem Wapen von Hamburg ein, mit dem festen Vorsage, mich von ihm zu trennen, so bald ich nur etwas über meine Bestimmung von der Herzogin wissen würde: weil ich in keinem Falle im Stande war, gleiche Ausgaben mit ihm zu bestreiten. Aus seinen Auszügen auf dem Schiffe mußte ich vermuthen, daß Ballen Güter für ihn in London bereit lägen, die er mit sich nach Surinam nehmen wollte; ich glaubte also, daß er sich den folgenden Tag ein, zu seinen Geschäftten bequemes, Quartier mieten, und meine Gesellschaft verlassen würde; ich glaubte es um so mehr, weil er von dem Zustande meines Beutels vollkommen unterrichtet war; und sahe also seine freigebige Bewirthung des ersten Tages als einen Valetschmaus an, den er unserer Trennung vorausschicken wollte. Nur erst den Montag darnach, erschien mir der Mann, dem ich zeither so wenig edle oder empfindsame Gesinnungen zugetraut hatte, in einem andern Lichte.

Als ich mich früh angekleidet hatte, um in  
Nort-

Northumberlands Haus und zu den Diplomatikern zu gehen, an die ich Briefe hatte: siehe, daß stand ein Fiafer vor dem Hause, den Herr Hollar (so werde ich künftig den Surinamer nennen) hatte kommen lassen, und indem er mich bis Northumberlands Haus begleiten wollte; weil er in der Gegend ohnehin Berrichtungen habe. Beim Einsteigen in den Wagen blieb ich am Degengefäß hängen, und zerbrach es. Ohne Degen konnte ich meine Besuche nicht wohl machen, denn ich hatte Uniform an; und ob man mir gleich in der Nähe einen Schwertfeger wies: so wußte ich doch, daß der Schade nicht so geschwind reparirt werden konnte, und war etwas verlegen. Herr Hollar bat mich, einen Augenblick zu verziehen. Ich glaubte, er würde zurück auf unser Zimmer gehen, und mir etwa aus seinen Koffern einen Degen holen; statt dessen lief er gerade zu dem Schwertfeger, und brachte mir einen ganz neuen Degen, den er mit dreißig baaren Schillingen bezahlt hatte, mit dem Vorgeben: Er habe ohnehin auch einen Degen nöthig, und also diesen gekauft, den er mir gern, so lange ich ihn brauchen würde, leihen wolle. Darüber war ich betroffen: denn ich sahe wohl, daß er den Degen, ohne ihn nöthig zu haben, bloß mir zu dienen, gekauft hatte; es bestärkte mich aber um so mehr in dem Gedanken, daß der Mann Geld genug haben müsse.

Wir fuhren an Northumberlands Haus, wo mir der Schweizer die nehmliche Nachricht gab, die ich schon in der Zeitung gelesen hatte: daß die

Her-

Herzogin nach Spaa gereiset sey. Ich fragte nach dem Herzoge; er war auf dem Lande, aber sein Kammerdiener war da. Zu dem führte mich der Schweizer. Dieser Mann war ein Deutscher, jung, artig, wohlgebildet und wohlgewachsen; ich erzählte ihm alles, zeigte ihm den Brief an die Herzogin, und bat ihn, mir zu sagen, was ich zu thun habe? Aus seinem Gesichte konnte ich nichts lesen, als Mitleiden. — Eine Tugend, die ich verehre, und bisweilen selbst ausübe: ohne gern der Gegenstand derselben zu seyn! — Er versprach mir, sich überall erst da zu erkundigen, wo es möglich sey, daß die Herzogin meinetwegen etwas hinterlassen haben könnte; gab mir aber wenig Hoffnung; und da ich des Herzogs erwähnte, sagte er mir rund heraus, daß von dieser Seite gar nichts für mich zu hoffen sey. Er bestellte mich auf den andern Tag wieder.

Als ich von ihm ging, fand ich den Fiafer noch vor dem Hause, und in ihm Herrn Hollar, der inzwischen seine Geschäfte abgethan haben wollte, und mir seine Gesellschaft und den Wagen für den ganzen übrigen Tag anbot, weil er ihn auf den Tag gemiehet hatte. Wir fuhren also zuerst zum holländischen Gesandten, Grafen Weldern, der mich sehr höflich aufnahm, und mich, nachdem er das Empfehlungsschreiben gelesen und mich angehört hatte, versicherte: daß die Herzogin von Northumberland eine ganz vortreffliche Dame und besondere Freundin des Wartenslebenschen Hauses sey; sie werde sicher Anstalten meinet-

meinetwegen getroffen haben; übrigens sey er bereit, mir zu dienen; wenn sich Gelegenheit zeigen würde, und hätte mich ihn fleißig zu besuchen.

Der Russische Minister, Graf M u s c h i n P u s -  
kin, der noch nicht daran denken konnte, einst Schwiegersohn des Grafen W a r t e n s l e b e n zu werden, las den Brief, und sagte mir auch mit vieler Höflichkeit, aber ohne allen Rückhalt: daß er mir auf keine Art in etwas dienen könne; und das war mir genug, kurz abzubrechen, und ihn mit allen fernern Besuchen zu verschonen.

Der Comte de Guines, A m b a s s a d e u r de France, empfing mich nicht minder höflich, und unterhielt sich weit länger mit mir, als die andern. Er redete gut Deutsch, lenkte das Gespräch auf Gegenstände, wobei er meine Fähigkeiten, Kenntnisse und Denkungsart ausforschen konnte, und musterte die deutschen Hōfe, von denen er viel Wahres und Treffendes zu sagen wußte. Sein Bescheid war: Dass er in England nichts für mich thun könne; weil er aber mit vieler Wahrscheinlichkeit voraussehe, daß meine Aussichten mit der Herzogin von Northumberland, bei ihrer Abwesenheit, scheitern würden, so rathe er mir, nach Frankreich zu gehen, wo mir seine Empfehlungsschreiben nützlich seyn könnten.

Es versteht sich, daß Hollar überall, wo ich austieg, inzwischen sitzen blieb, und den Wagen hütete; und nun, da ich mit meinen Besuchen fertig war, ließ er an den James Park

fahren; wo wir den König und die Königin zum ersten Mal sahen, und viele wohlgekleidete Menschen beiderley Geschlechts. Hier saßen wir uns auf eine Bank, und ich erzählte Herrn Hollar meine Begebenheiten des Tages in Northumberlands Hause und bei den Diplomatikern, so wie ich sie hier erzählt habe; ohne das Mindeste zu verschweigen. Er tröstete mich so gut er konnte, fuhr mit mir auf Pall mall, wo wir in einer Taverne kostlich speiseten, besuchten nach dem Essen noch mancherlei Dörfer, wo etwas zu sehen und zu genießen war, und fuhren Abends wieder in unsere Herberge zum Wapen von Hamburg.

Des andern Tages versäumte ich nicht, mich nach Northumberlands Hause zu versetzen, wo mir der Kammerdiener des Herzogs folgendes verkündete: Erstlich, daß die Herzogin bei Niemanden etwas meinetwegen hinterlassen habe; zweitens, daß der Herzog, der vom Lande zurückgekommen war, sich auf keine Weise in diese oder jede andere Sache, welche seine Gemahlin beträfe, mischen wolle; drittens, das Beste für mich sey, ihr sogleich nachzureisen, um sie noch in Spaa zu finden, ehe sie weiter reisen würde. Meine Antwort, wie man sich leicht vorstellen kann, verweilte sich am längsten bei den Reisekosten, zu denen mir die Hauptache fehlte; worauf mir der Herr Kammerdiener den Rath gab, an die Herzogin zu schreiben, ihr den Brief vom Graf Wartenbleben mitzuschicken, und sie um Verhaltungs-Befehle, und nach Maßgabe dieser, um

Anwei-

Umweisung an ihren Banquier in London zu hitten; den Brief würde er nicht nur selbst in das Paquet schließen, das wöchentlich an sie abzugehen pflegte; sondern auch an einen ihrer Leute schreiben, der sich der Sache annehmen, und ihm die Antwort zuschicken würde, die ich von ihm, dem Kammerdiener, abholen konnte. Und das that ich denn auch.

Um nun auf ein Mal meine Geschichte mit dieser Dame zu enden, so melde ich hiermit, daß ich von ihr nie eine Antwort erhalten habe, und daß mir endlich, nachdem ich täglich angefragt hatte, der Kammerdiener jedes Kammerdieners eines Tages die Nachricht gab, „daß sein Herr auf das Land gegangen sey, und für mich ein Kompliment hinterlassen habe, mit dem Zusage, daß ich mich nicht weiter bemühen, und alle Hoffnung auf eine Antwort aufzugeben möchte.“ Graf Wartensleben hat, wie ich später von ihm selbst erfuhr, eben so wenig auf seine Briefe, die mich betrafen, etwas von ihr erhalten.

Beim Grafen Welden hätte ich noch Zutritt, bis zu der Zeit, wo als entschieden anzunehmen war, daß mir die Herzogin nicht antworten würde; da war er für mich nicht mehr zu Hause, und ich gab mir keine Mühe, vorgelassen zu werden, nachdem mich der Schweizer ein paar Mal abgewiesen hatte. Der Graf Muschin Puskin hatte sich bei meinem ersten Besuche so deutlich erklärt, daß ich zu keinem zweiten Lust ver-

spürte; und der Comte de Guines war einige Mal, wenn ich ihm aufwartete wollte, nicht zu Hause, welches ich auch als ein Zeichen annahm, daß er mich nicht sehen wolle; womit ich ihm aber Unrecht thut: denn nach langer Zeit begegnete er mir ein Mal in Hyde Park, und nahm mich in seinem Wagen mit in seine Wohnung, wo er wieder lange und viel über Deutschland mit mir sprach, und mich höflich einlud, öfter zu kommen, wovon ich auch, wie der Erfolg zeigen wird, Gebrauch machte.

### Sechstes Kapitel.

#### Mancherlei kleine Vorfälle in London.

Von allem dem, was ich dem Leser am Ende des vorigen Kapitels schon vorhin mitgetheilt habe, ließ ich mit damals noch nichts träumen; sondern hatte vom Anfange noch alle gute Hoffnung. Die ernsthafte Zusicherung des Grafen Weldern, der mir die Herzogin als die großmuthigste Frau in ganz England beschrieb, überwog bei mir die unbestimmten, und nicht mit der sichersten Hoffnung gewürzten, Aeußerungen des Kammerdieners, die ich auf seines Herrn Rechnung schrieb; welcher mich vielleicht nur darum so kurz abspeisen ließ, damit ich ihm nicht zur Last fallen möchte. Meine Freunde haben mich getadelt, daß ich nicht selbst zu dem Herzoge gegangen bin: aber das liegt schon

schon in meiner Natur, daß ich mich den Leuten nicht nähern mög, von denen ich im Voraus weiß, daß ihnen mein Besuch nicht angenehm ist.

Das Vornehmste, worauf ich nun alle meine Hoffnung setzte, war ein zweiter Brief des Grafen Wartensleben an die Herzogin, die ihm in Spaa näher war, als mir in London. Um ein solches Schreiben bat ich ihn, und erzählte ihm meine Aufnahme bei den Diplomatikern, an die er mich empfohlen hatte, nebst allen traurigen Folgen, die meiner warteten: wenn seine Vorstellungen die Herzogin nicht bewegen würden, mir schleunig Befehle zu schicken, was ich thun, und wovon ich leben solle. Auf diesen Brief, und auf den an die Herzogin, entschloß ich mich die Antworten abzuwarten, inzwischen aber folgenden Weg einzuschlagen. Das Wirthshaus wollte ich sogleich verlassen, und ein wohlfeileres Quartier beziehen; alsdenn den Herrn Hollar, mit dem ich nun vertrauter war, um einige Guinéen Vorschuß bitten, und mit diesem Gelde bis zur Ankunft der Briefe, die ich erwartete, wirthschaften. Dieser Vortrag an Herrn Hollar wurde mir sauer; ich hatte aber meine Einleitung kaum ausgekramt, so fiel er mir in die Rede und sagte: „daß er sich wohl noch vier Wochen in London aufzuhalten gesonnen wäre; daß ich in diesem Zeitraume über meinen Lebensunterhalt unbesorgt seym könnte, wenn ich ihm überall begleiten, und mit ihm vorlieb nehmen wollte; was die Veränderung des Quartiers anbelangte, darüber sey er mit mir gleicher Meinung.“

Meinung, und ich möchte nur für uns beide auf  
sehle Kosten ein anderes miethen.“

Wer war nun froher als ich? In Zeit von  
vier Wochen mußten Briefe aus Spaa und  
Mainz ankommen, und bis dahin war ich gut  
und angenehm versorgt, als der Gesellschafter ei-  
nes reichen Plantagenbesitzers. Wir besuchten täg-  
lich in den gewöhnlichen Stunden die Börse, und  
wenn sich Herr H. bisweilen auf kurze Zeit von  
mir entfernte, so glaubte ich, er ginge seinen Ge-  
schäften nach. Außerdem lebten wir flott, besuch-  
ten Ranelagh, Vauxhall, Marybone,  
Gardens, besahen die Westmünster Abtei,  
St. Pauls Kirche, und was in London zu sehen  
ist, ohne Geld zu sparen; und wenn ja hie und  
da Ausgaben beschränkt oder eingestellt wurden, so  
geschah es auf meine Vorstellung. Herr Hollar  
kaufte eine hübsche, von einem guten Meister in  
London versorgte, Uhr, und machte mir da-  
mit, so wenig ein Geschenk, als vorher mit dem  
Degen; aber er bat mich, sie zu tragen, so lange  
wir beisammen wären.

Dass ich unter allen diesen Zerstreuungen keine  
Seelenruhe genoss, sondern dass der Gedanke an  
die Meinigen und mein noch unentschiedenes Schick-  
sal, in jedem Zwischenraume: wenn ich allein war,  
und zu mir selbst kam, peinlich auf mich wirkte;  
dass ich die Nächte traurig und unruhig zu brachte;  
u. s. w., davon steht viel in meiner Schreibtafel,  
die ich zum Tagebuch gebrauchte; aber ich finde  
keinen

keinen Beruf in mir, den Leser damit heimzufinden. Ich habe nie, auch selbst während der Epoche meiner eigenen Unglücksfälle, den geringsten Trieb verspürt, durch mein Witseln Andern traurige oder mitleidige Empfindungen abzulocken.

Wir blieben noch in dem Wapen von Hamburg auf Towerhill bis den 16ten May. Ich hatte inzwischen eine Menge Menschen, Deutsche und Engländer, in London kennen gelernt; unter andern auch einen deutschen Schneider, Meister Elbel in Suffolk Street, welcher Zimmer vermiethete. Der damalige Polnische Legationssecretair wohnte bei ihm, und hat, wie ich höre, nach der Zeit seine älteste Tochter geheurathet, und in Warschau ein Magazin von englischen Waaren errichtet. Sie war damals etwa siebzehn Jahr alt; ein artiges, wohlgezogenes Mädelchen, die unter einer Mutter, welche den Trunk unbändig liebte, ihre Sitten rein zu erhalten wußte. Dieser Meister Elbel brachte mich zu einem deutschen Schuster, Namens Quint, gebürtig aus Wiesbaden; der in Crown Court Knaves Acre wohnte, und ein ganz feines Quartier zu vermieten hatte, welches wir in der Folge bezogen.

Ehe ich unsern Hausherrn, den Meister Quint, schildere, der ein Original war, trotz dem Vere Jean von Domfort, so muß ich hier eines sehr auffallenden Missgeschicks erwähnen, dem mein Wohlthäter Herr H. ausgesetzt war.

Ich

Ich kann rühmen, daß ich für meine Person bei den Engländern das kalte, zurückhaltende Wesen, dessen man sie beschuldigt, nicht angetroffen habe; ich fand vielmehr immer offene Menschen, die mir mit zuvorkommender Höflichkeit begegneten: aber mit Herrn H. war es ganz anders; man ließ den Mann stehen, ohne daß sich Jemand mit ihm abgeben wollte; ob er sich gleich im Englischen weit besser verständlich machen konnte, als ich, denit er war auf der Reise von Surinam schon in Pennsylvania und in London gewesen. Als wir das Quartier bei Mr. Quint besahen, welches in einem fein möblirten Zimmer mit Alcoven im ersten, und einem schlechten im zweiten Stocke bestand: so sagte Mr. Quint ganz entscheidend, ich sollte das bessere Zimmer beziehen und Hollar das schlechtere. Das wollte ich nicht, weil ich, wie der Leser weiß, ganz von jenem abhing; aber Quint erklärte, daß wir uns in diesem Falle nach einem andern Quartiere umsehen möchten. Nur die Protestation des Herrn Hollar's, der selbst darauf bestand, daß ich in dem besseren Zimmer wohnen möchte, entschied für unser Dableiben. Quint warnte mich, so bald als er mit mir allein war, für Hollar, mit dem entscheidenden Ausdrucke: dieser Mensch gefiele ihm nicht, und ohne mich würde er ihn nicht ins Haus genommen haben, wenn er auch zehnfache Miethe bezahlen wollte. Freilich wußte er unsere Verhältnisse nicht; aber ich mußte auch noch von vielen andern Engländern und Deutschen das Nähmliche hören, ohne daß meine Gegenvorstellungen etwas frucht-

fruchteten; und doch hatte der Mann ein gutes Herz, und äußerlich nichts Abschreckendes, außer daß ihm die Haare etwas tief in die Stirne gewachsen waren.

Um nun wieder auf Master Quaint zu kommen, der mich in Affection genommen hatte, so muß ich vor allem andern seinen vollständigen Titel melden, so wie er auf einer schwarzen Tasel über seinem Schusterladen mit goldenen Buchstaben gar schön zu lesen war:

Daniel Quaint, Boot and Shoemaker of  
His Majesty the King of Danemark.

und das bloß deswegen, weil er bei Anwesenheit dieses Königs in London, für ihn und seine Leute gearbeitet hatte. Master Quaint war ein untersetzter, nervichter, starker Mann, mit einer Pferdenatur, und ein großer Säufer. — Ich habe ihm nachgerechnet, daß er, einen Tag in den andern, täglich in Wein, Bier, Punsch und andern starken Getränken wenigstens eine halbe Guinée vertrank; und der Erfolg hat gezeigt, daß er nicht so viel verdienen konnte, als sein Durst erforderte: denn er mußte sich schon 1776 Schulden wegen flüchten, und mag vielleicht jetzt noch irgendwo in einem Gefängnisse schmachten. Wenn er betrunken war, fing er Händel an, oder prügelte seine Frau, eine Engländerin, und Tochter eines königl. Försters in Hyde park. Er sprach so gut Englisch als ein geborner Engländer, und wurde von seinen Nachbaren, wegen seiner Großsprechereien, geliebt und gefürchtet. Unter seinen zahlrei-

zahlreichen Kunden befanden sich damals die kleineren königlichen Prinzen, Ministers, Lords und viele große Häuser in London. Er hielt es mit der Oppositions-Parthei, und schimpfte auf den König bei jeder Gelegenheit in den kräftigsten Ausdrücken. Dieses Raisonniiren machte ihn bei vielen beliebt; und ich fand, als er mich Abends mit in seinen Club nahm, daß die andern Mitglieder, lauter ansehnliche Bürger aus dem Viertel wo wir wohnten, alle Achtung vor ihm hatten. Er war auch ein großer Verehrer von Wilkes; und als ich ihn ein Mal in den Club begleitete, der Wilkes zu Ehren alle Monate gehalten wurde, da sah ich auch, daß Mr. Quint bei ihm viel galt.

Mir begegnete der Master Quint, der sonst gegen Jedermann brutal war, immer sehr höflich. Ich habe ihm die Bekanntschaft manches interessanten Mannes zu verdanken, z. B. des D. Hunter, der nicht weit von uns auf Windmill Street wohnte; des deutschen Predigers Woide in der Savoy, des Garricks, und des blinden Friedensrichters Fielding, eines Bruders vom Verfasser des Tomes Jones. Bei diesen Männern führte er mich ein ohne alle Umstände; und es fiel mir selber auf, den Quint außer seiner Werkstatt überall als Gentleman behandelt zu sehen, ohne daß man sich dabei an den Schuster Quint erinnerte. Jedermann kannte Mr. Quint, und er wurde von allen Seiten begrüßt, wenn wir mit einander auf der Gasse gingen; und wenn ich ihm einen Ort oder Menschen

schen Manne, den ich gern sehen wollte: so konnte ich sicher darauf rechnen, daß er mit den Zutritts verschaffte, den ich wünschte. Es ist wahr, daß er außerordentlich dreist, und bisweilen, wenn es darauf ankam, sein Ansehen zu zeigen, sehr zu-bringlich war; ich habe aber auch nicht ein einziges Mal wahrgenommen, daß seine Dreistigkeit oder Zaubringlichkeit beleidigt hätte, oder übel aufgenommen wäre. Ein Mal habe ich nun den Faden meiner Erzählung gewisser Maßen abgebrochen, ich will also auch noch weiter den Gang meiner eigentlichen Geschichte unterbrechen, und dieses Kapitel noch mit ein paar Anekdoten von Quint be-schließen.

Ich war bei Quint ein Mal für alle Mal Nachmittags zum Thee eingeladen. Einst kam ein ungri-scher Bedienter eines Magnaten, der auf Reisen war, in seltenen Läden, und wollte anfragen: Ob Mr. Quint ungri-sche Stiefeln (Czibmen) ma-schen könne? Quint, der lange in Frankreich ge-wandert war, verstand französisch, englisch und deutsch; von dem allen verstand aber der Ungar nichts; und ich mußte döllmetschen. Quint fragte: Wo ich ungri-sch gelernt hätte? und ich antwortete, daß ich mit dem Menschen nicht ungri-sch, sondern lateinisch redete. „Also“ sagte Quint, sind Sie wohl gar ein Gelehrter? Gute ich will Sie heute Abend in ein Ale-Haus auf Coventgarden führen, wo Sie eine große Ge-sellschaft gelehrter Männer, Büthermacher und Zei-tungsschreiber, antreffen werden. — Ich fand da-eine

eine Versammlung, seltsamer Herrücken. Master Quint ließ zu meinem größten Verdrusse zu einem seden, und sagte ihm ins Ohr, daß ich ein großer Gelehrter sey, der zwar nicht englisch verständne, dem aber das Latein vom Munde flösse wie Wasser. Aber keiner würdigte mich einiger Aufmerksamkeit; nur ein einziger Theolog, D. Armstrong, kam zu unserm Tische, und fragte mich lallend „Sir! quota hora?“ worauf er sich als ich ihm die nona nenne, sogleich wieder entfernte. Das war alle Geistesnahrung, die ich aus dieser hochansehnlichen Versammlung wiziger Köpfe mitnahm: denn auch sie sprachen unter einander: nur von den Neujkeiten des Tages, und nicht ein Wort von litterarischen oder andern gelehrten Dingen. Einige spielten, und man sah deutlich, daß diese Herren, nachdem sie vermutlich den ganzen Tag Apollini et Musas gefröhnt hatten, sich um bei einem Glase Ale erholen, und vorzüglich alles, was zum Handwerk gehört, vergessen wollten.

Die Kunst, mit der mich Mr. Quint beehrte, hatte ich vornehmlich dem scheinbaren Beifalle zu verdanken, mit dem ich seine Prahlereien anhörte. Ein Mal kam es ihm aber theuer zu stehen. Wir waren auf dem Lande gewesen, und an Oxford Road abgestiegen, um vollends zu Füße nach Hause zu gehen; da traf sich's, daß Mr. Quint, der nicht ganz nüchtern war, an einen schlecht gekleideten Mann anstieß; der, wie ich nachher erfuhr, ein Pflasterer (a Paver) war.

war. Der Mann drehete sich um, und fragte Mr. Quint ganz gelassen, ob er Händel an ihm suche? worauf ihm der einen langen Seufz antwortete, von dem ich nicht alles verstand. Jetzt — wir gingen weiter, und der Mann blieb stehen. Als wir etliche Schritte gegangen waren, sagte Quint: „Das ist des Mannes Ölzie, daß Sie bei mir wären; er wollte mit mir boxen; darin bin ich Meister; und es hat mit Leb'geld gekostet; wenn ich allein wäre, so würde ich den Kerl zusammenboxen, daß er lebenslang an mich denken würde!“ Boxen, Mr. Quint! O das hätte ich längst gern gesehen! Ich drehte mich um, rief den Mann zurück, und es half nichts, Quint konnte sich nicht selbst widersprechen; zumal da ich ihn ganz ernsthaft erahnte, er möchte bei seiner gekühlten Überlegenheit nicht gar zu arg mit dem alten Teufel verfahren. In einigen Augenblicken waren wir von einer Menge Menschen umringt aus allen Ständen; ich sah zwar, daß sich das sonst wohlgefärbte Angesicht meines Hausherrn immer mehr und mehr ins Blasse verzog — aber da war kein Mittel mehr; es war zu spät umzulenken, der Gegner hatte die Herausforderung angenommen, und Mr. Quint mußte sich ausziehen, und seine Röcke abnehmen — welches alles etwas langsam von Statten ging. Ich wurde sein Kleiderbewahrer, verwaltete aber mein Amt nur ein paar Minuten; denn schon in dem ersten Gange bekam Mr. Quint einen Stoß auf den Magen, der ihn zu Boden streckte. — Mir wurde ganz bange bei dem Anblicke des Überwundenen, denn ich

ich sah eine wahre Todtenblässe auf seinem Gesichte, und große Tropfen Schweiß auf seiner Stirn; auch konnte er kein Wort sprechen. Ein paar Männer trugen ihn ins nächste Bierhaus, und besahnten ihn da so lange mit Brantewein, bis er wieder anfang nach Lust zu schlagen. So bald er sich ein wenig erholt hatte, kam sein Gegner, reichte ihm die Hand, und bat um Verzeihung; Quint winkte mir seinen Hutel heraus zu ziehen, und einige Schillinge zum Vergessen herzugeben, welches gar vortreffliche Wirkung thät; denn kaum sah das der Pöbel, der mit uns in das Bierhaus gekommen war, so wurden Mr. Quint's Tapferkeit bis an den Himmel erhoben, sein Gegner in Verdacht gesetzt, daß er hinterlist gebraucht, und den Quint übereilt habe; hätte der Plasterer nur erst die rechte Position abgewartet, so würde ihm Quint wohl etwas anderes gezeigt haben, u. s. m.

Diese Beschuldigungen ertrug der Plasterer mit großer Geduld, und ließ sich dabei Essen und Trinken auf Unkosten Quint's ganz wohl schmecken. Die übrigen hier versammelten Herren thaten desgleichen, und wußten dem Überwundenen so vieles zu seinem Troste zu sagen: daß er wacker auftragen ließ, und so viel Lobsprüche seiner Tapferkeit anhörte, daß er am Ende selbst glaubte, noch bei seiner Niederlage Heldenhaten verrichtet zu haben; so daß er dieses Haus erst spät in der Nacht mit aller Zufriedenheit verließ, und mir auf dem Wege eine Menge seiner Siege im Boxen und andern

anderu Haustkämpfen, erzählte. Andere Leute, die Mr. Dujant gut kannten, versicherten mir: daß er im Haustkampf niemals Proben seiner Tapferkeit abgelegt habe; aber bei jedem Aufstände oder Zusammenlaufe des Volks immer einer der mutigsten Wortsührer sey, und ihm wegen seines Einflusses auf das Volk, auch von vielen, die ihn sonst nicht achten würden, geschmeichelt werde.

### Siebentes Kapitel.

Fortsetzung kleiner Begebenheiten in London.

Die Erzählung meiner eigenen Geschichte, oder Weise, leidet in der Spalte keine Unterbrechung mehr; ich will also, ehe ich den Faden wieder anknüpfen, dem Leser ein und anderes mittheilen, was ich in meiner Schreibtasel finde, und ihn um Verzeihung bitten, wenn ihm eben nicht alles Platz hier zu verdienien scheint.

Ich bemühte mich gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft mitalem Eifer, die englische Sprache recht zu lernen; und zwar nach einer Methode, die mir schon bei Erlernung anderer Sprachen gute Dienste geleistet hatte. Ich übersetzte nähmlich wechsweise aus einer Sprache in dieandere. Dabei hatte ich nun unumgänglich Jemand nöthig, der beider Sprachen so kundig war, daß er mich über meine Schnizer zurech weisen konnte. Landsmann Mitchell in dem Wapen von Hamburg zeigte mir ein Haus, nicht weit

weit vom Towerhill, wo eine deutsche Schule war; in die ich mich denn eines Morgens begab, um zu sehen, ob sich der Herr Unternehmer dieser Anstalt zu meiner Absicht wolle gebrauchen lassen. Es war aber mit diesem Unternehmer, wie mit den Unternehmern der Theater in Deutschland, die selbst nicht agiren, und vom Theaterwesen nichts verstehen, als den Gewinn und Verlust zu berechnen. Dieser Herr Unternehmer einer deutschen Schule, verstand kein Wort deutsch, sondern verwies mich an seinen Unterlehrer, den ich unter einer starken Anzahl kleiner Knaben und Mädchen von sechs bis zwölf Jahren, antraf. Er ließ sich durch meinen Eintritt in seine Schule nicht irremachen, sondern fuhr fort, den deutschen Katechismus zu dociren; und ich hörte ganz vernehmlich die Fragen: Für wen ist Jesus Christus gestorben? Von was hat er uns mit seinem Blute erlöst? u. s. w.

Nachdem der Herr Unterlehrer fertig war, und den Kindern ihre neue Lection aufgegeben hatte, wendete er sich zu mir, und hörte mein Anbringen. In seiner Antwort konnte er den jüdischen Accent nicht verbergen, den ich bei seiner Katechisirung nicht bemerkt hatte. Ich fragte ihn: wo er her sey, und ob er in Deutschland oder England die heilige Taufe empfangen habe? Worauf er mir erwiederte: Er sey gar nicht getauft, sondern werde als ein Jude leben und sterben, wenn auch sein Ende erst nach hundert Jahren erfolgen sollte. Er sey gebürtig von Halberstadt.

stadt, und habe in London kein anderes Mittel gefunden, sein Brod zu verdienen, als dieses; wo er aus deutschen Büchern lehre, die ihm vorgeschrieben sind, und die Herr H e y d e g g e r am Strande liefere; ohne daß er an dem Inhalte derselben, außer dem todten Buchstaben, den geringsten Antheil nehme; ihm sey es gleich viel wie er lehre, wenn nur seine Schüler lernten. Uebrigens frage man in England Niemand um seinen Glauben; der Herr Oberlehrer habe ihn auch nicht darum gefragt, sondern nur prüfen lassen: Ob er fähig sey, die Kinder deutsch zu lehren? Zwei Tage in der Woche wären für den Katechismus bestimmt, welchen die Kinder auswendig lernten; und er habe den Sonnabend frey, um dem Oberlehrer Platz zu machen, der an diesem Tage englisch docire.

Ich habe diesen Menschen öfters gesehen, und von andern deutschen Juden gehört, daß er ein ächter Israelit sey; auch finde ich nichts gegen diese wechselseitige Toleranz einzuwenden, wenn er nur die erforderlichen Kenntnisse zu seinem Amte besessen hätte: so aber verstand er, außer Lesen und Schreiben, so wenig Deutsch, als die meisten gemeinen Juden in Deutschland, und war also auch für meinen Zweck gar nicht zu gebrauchen.

Am ersten May ist es gebräuchlich in London, kleine Blumensträuße anzutheilen, und mir hatte auch Jemand einen an die Seite gesteckt, an

den ich nicht mehr dachte, als ich Abends nach Wapping ging, um den Kapitän Berwick, der da wohnte, zu besuchen. Indem ich so in Gedanken fortschleiche, kommt auf ein Mal eine gemeine Dirne von einer Anhöhe herab auf mich zu gerannt, reißt mir den Strauß vom Leibe, und küßt mich herhaft auf den Backen. Meine erste unwillkürliche Bewegung war, sie mit der Hand zurück zu schieben, und da fiel sie. Nun sah ich mich augenblicklich mit mehr als hundert Menschen, meistens Matrosen und Weibern, umringt, die mir den Stock aus der Hand dreheten, und auf mich loszankten, als ob ich die größte Schandthat begangen hätte. Zu meinem großen Glücke befand sich unter diesem Haufen ein Matrose vom Schiffe Queen Charlotte, der sich meiner annahm, und den andern erklärte, daß ich ein Fremder, erst vor kurzem mit ihm in London angekommen, und ein Freund der Sailor (des Schiffsvolkes) sey. Er begleitete mich bis zum Kapitän Berwick, der mich belehrte: daß man in England jede Kunstbezeugung vom Frauenzimmer mit Dank annehmen müsse, wenn es auch nur von einer Matrosenh \*\*, wie diese, sey. Die Weiber im Hause waren anderer Meinung, und lobten mich, daß ich nicht von jeder Stumpet (Gassenh \*\*) geküßt seyn wollte.

Ein ander Mal war ich noch schlimmer daran; dazu gehört aber ein langer Preamble. Mr. Quint hatte mich und Hollar'n in ein Speisehaus geführt, welches in manchem Betrachte ein sehr

sehr merkwürdiges Haus damals war, und vielleicht noch ist; die Gun Tavern (Rathone) auf Peccadilly. Hier speisete man so wohlfeil als nur immer an einem Orte auf der Welt: Acht Speisen, auf französische Art zubereitet, für einen Schilling; das will in London etwas sagen! Sechzig bis achtzig Personen speisen auf ein Mal an einer Tafel, und dieser Tafeln werden täglich drei gegeben, um ein Uhr, drei Uhr, und sechs Uhr; und alle Mal mussten damals noch Gäste zurückgehen, die nicht mehr Platz fanden. Niemals in meinem Leben habe ich weder vorher noch nachher eine so seltsame gemischte Menschenversammlung gesehen, von Nationen und Ständen, Physisiognomien und Karikaturen, von Verschiedenheit in Perrucken, Trachten und Farben der Kleider, vornehmlich aber von großen Fressern. Die Schüsseln, so reichlich sie gefüllt waren, wurden in einem Augenblicke leer, und die Speisen verschwanden, als ob sie der böse Geist wegführte. Damit aber dieser Herr nicht auch die Gäste ohne zu bezahlen wegführen möchte: wurden sehr weißlich mit der Suppe die Thüren verschlossen, und mit Ankunft des Bratens jedem sein Schilling abgesondert, nachdem aber erst wieder freier Ausgang verstattet. Wenn dieses Haus noch so ist wie damals, so rathe ich jedem Reisenden, wenigstens ein Mal dahin zu gehen; er wird Wunder sehen.

Als uns Quint das erste Mal in dieses Haus führte, trafen wir da einen angenehmen jungen Mann mit seiner Lebensart, Mr. Fish,

Esq., den Quint als einen Bekannten anredete. Er war reich, und verzehrte den Theil seiner Einkünfte, den er dazu bestimmt hatte, auf eine Art, die ihm Ehre machte. Dieser Mann, der alte und neue Schriftsteller gelesen hatte, und verschiedene Sprachen verstand, redete mit mir französisch, und nahm mich an seine Seite, um mir von einem und dem andern der Gäste Nachricht zu geben. Er wies mir unter andern zwei Italiäner in Knochenperücken, welche nur über den andern Tag zu kommen und sich wahrscheinlich auf zwei Tage satt zu essen pflegten \*); er zeigte mir Friseurs, welche ihren Haarkräuslers-Habit ablegen, ehe sie sich an die Tafel setzen, und andere Kleider anziehen, welche der Speisewirth zu diesem Gebrauch immer in Verwahrung behält; und erzählte mir viele Anekdoten von dem Hause, und von einzelnen Gästen, welche aber zu lokal sind, um hier mitgetheilt zu werden. Dieser Mr. Fish half mir ein Mal aus einer großen Verlegenheit. Ich ging einst Nachmittags in einer Gegend der Stadt, wo ich

\*) Ein gleiches sah ich im Jahre 1791 zu Coblenz, wo ich mich, als Marsch-Commissair der 3ten Colonie der Preuß. Armee, mehrere Wochen aufzuhalten mußte. Ich speisierte an der Wirthstafel in den drei Reichskronen, wo ich die vornehmsten französisch. Emigranten, General-Lieutenants u. dergl. zu Tischgenossen hatte, aber bald die Bemerkung machte: daß die mehrsten von ihnen einen Tag überschlugen, wodurch ihr fast übermenschliches Essen erklärbar wurde. Vermuthlich ließ ihr Stolz nicht zu, einen wohlfeileren Tisch zu suchen.

ich noch nicht gewesen war, auf einer ziemlich großen Straße; da begegnete mir ein Weib von etwa dreißig Jahren, weder schön noch häßlich; ehrbar gekleidet; und zwar so, wie damals die Mode in Deutschland war, ohne Hut, welches schon etwas seltenes in England ist; auch glaubte ich in ihrem Gesichte etwas national = deutsches zu erblicken. Ich ging vor ihr vorbei, sah mich aber um. Dieses Umsehen hat schon viel Unheil in der Welt nach sich gezogen, von der Zeit der bewußten Salzsäule bis auf den heutigen Tag. Das Weib stand stille, sah mir nach, und winkte. Leider! folgte ich dem Winke, in der Meinung, daß es wirklich eine Deutsche sey, die mich vielleicht kenne. Ich redete sie deutsch an, worauf sie mir aber nichts antwortete, sondern mich bei der Hand nahm, in ein nahes Haus zog, und da eine Boneteille Wein forderte. Man schloß ein Zimmer auf; so bald ich aber sah, daß sie wirklich auch nicht ein Wort deutsch verstand, so bezahlte ich eine halbe Krone für den Wein, und wollte gehen ohne ihn zu kosten. Das war aber weder die Meinung der Dame, noch des Wirthes; sie verlangte ganz unverschämt Bezahlung für Gunstbezeugungen die ich nicht genossen haben konnte, weil die Thür offen, und der Aufwärter mit dem Weine, sogleich erschienen war. Ich konnte mich also zu der Bezahlung nicht verstehen: aber der Wirth und sein ganzes Hausgesinde traten auf des Weibes Seite, und machten mir allerlei alberne Drohungen. Ich wehrte mich tapfer, schlug mich durch das Hausgesinde, welches mich aufhalten wollte, und erreichte

reichte zwar glücklich die Gasse: fand aber doch schon einen Zusammenfluß von Menschen, die der Lärm herbeigerogen hatte, und die der Wirth so gegen mich einzunehmen wußte, daß sich die Komödie eben nicht gar komisch für mich würde gezeigt haben, wenn nicht Mr. Fish dazu gekommen wäre. Er war eben auf seinem Spazierritte, und erblickte meine Gefahr von ferne, kam sogleich herbei gesprengt, und ließ sich von mir das Vorgefallene erzählen. Alles war still, so lange wir französisch unter einander sprachen; und das erste was Mr. Fish that, nachdem er mich ausgehört hatte, war eine Art von Harangue, die er an das Volk hielt, worin er den ganzen Verlauf nach der Wahrheit erzählte; und nun wendete sich das Blatt. Der Pöbel wollte mit aller Gewalt den sauberen Herrn Wirth an eine Wasserpumpe ziehen. Die Dame hatte sich mittlerweile aus dem Staube gemacht, und Mr. Fish bestand darauf, daß der Wirth mit uns zum Friedensrichter wandeln sollte. Dieser legte sich aufs Bitten, und zog sich zurück ins Haus; ein Theil des Volks lief, um das Weib zurück zu bringen; nach und nach verließen sich auch die andern, und ich setzte mich auf eins von Mr. Fish Pferden, welches der Jockey geritten hatte, und kam so glücklich aus der Affaire. Ich glaube, daß einem Fremden in London nichts zu geringfügig vorkommen sollte, wenn es von den Gebräuchen und Sitten anderer großen Städte abweicht. Der selige Möser verdient allen Dank, daß er uns in seinen Phantasien mit den Speisehäusern below Stairs (unter der Erde) wo

Messer und Gabel an Ketten liegen, bekannt gemacht hat; und sein thätiger Forschungsgeist würde gewiß auch den Lumpenmarkt entdeckt haben, von dem ich jetzt sprechen werde, wenn er nicht selbst vielen Einwohnern London's unbekannt wäre.

Ich sah einen pohlischen Juden in seiner schwarzen Kleidung neben einigen Frachtwagen wandeln, und redete ihn an, weil ich in meiner Jugend selbst in Wohlen gewesen war, und diese Kleidung kannte. Er hieß David, war von Zamosc, und zeigte mir auf seinem Wagen zehn ungeheuer große, wohl vollgepfropfte Säcke, worin sich Waaren befanden, die er so eben an die Themse fahren ließ, um sie zu Wasser nach Danzig abzusenden. Auf meine Anfrage: was er für Waaren einkaufe? bekam ich zur Antwort, daß ich es sogleich selbst sehen könnte, wenn ich ihn begleiten wolle. Wie der Platz heißt, daß weiß ich nicht mehr, mich dünkt fair Lane oder sitter Lane, wo mit dem Schläge Drei ein Markt eröffnet wird, deßgleichen ich andernwärts nirgend gesehen habe \*). Die Verkäufer, Weiber und Männer, meist in Rockloren oder Mänteln, unter denen sie ihre Waare bis zum Glockenschlage verbergen, schütten, sobald es ertönt, ihre Lumpen auf die Erde, in gehöriger Entfernung eines Haufens von dem andern. David, der pohlische Jude (denn keinen andern Käufer habe ich

damals

\*) In St. Petersburg habe ich einen ähnlichen Markt gesehen, der dort keinen anständigen Namen führt.

damals bemerkt), ging mit drei oder vier seiner Leute, die ihm mit leeren Säcken folgten, durch die Lumpenhäuser, sagte einem jeden rechts und links, was er für seinen Haufen geben wolle, zahlte aus, und seine Begleiter stopften sofort alles Gekaufte in ihre Säcke. Es waren meistens seidene Lumpen. Mr. David kaufte keine andern, und sagte mir: daß er von dieser Ware jährlich gegen hundert Centner über Danzig nach Pohlen schickte, wo aus den seidenen Lumpen noch Hauben und Mieder gemacht würden. Oft kamen auch auf diesem Markte große Stücke, Bettvorhänge und unbeschädigte Kleidungsstücke, vor, die wohl leicht gestohlen seyn könnten. Für Diebe, untreues Ge- sinde u. dergl. ist wirklich dieser Markt sehr vortheilhaft; er dauert nur wenige Minuten; die verkaufte Ware verschwindet, und wird in ganz England nicht wieder gesehen.

Ich hatte der Kaufmannsdienner gespottet, die in Rotterdam auf der Tafel an dem Hause eines Käse- und Butterhändlers das Wort int groot übersehen, oder nicht verstanden hatten; in London widerfuhr mir ein ähnlicher Possen. Wir, Hollar und ich, gingen an einem Hause vorüber, an dem geschrieben stand: Schildkröten, die Portion sechs Pence. Wir vermuteten beide, Geeschildkröten, die wir noch nicht gegeffen hatten, wenigstens ich noch niemals. Wir gingen hinein, ließen uns zwei Portionen geben, fanden die Speise schmackhaft, und hatten eben zum zweiten Male auftragen lassen, als ein uns bekannter D. Rey- sisch,

gich, ein Barbiergeselle aus der Pfalz, der hier als Arzt pfuschte, eintrat, und uns freundlich zusprach. „Nicht wahr, meine Herren, in England ist der Kalbskopf besser als in Deutschland?“ Wie kommen Sie auf Kalbskopf? wir essen ja Schildkröte. „Ja, Ja! Turtle heißt Schildkröte; aber draußen an der Tafel steht Mock Turtle, und das will so viel sagen, als: Falsche Schildkröten (fausse Tortue), die in diesem Hause aus Kalbskopf ohne die Haut zubereitet werden. Diesem zufolge erkundigte ich mich weiter über das Wort Mock, und finde davon in meiner Schreibtafel die Anmerkung: Mock Turtle, falsche Schildkröte; mock Doctor, ein Doctor zum Spaß, ein falscher Doctor; so wie auch Herr Doctor Rey sich einer war, der uns belehrte.

Dergleichen Doctores von deutscher Abkunft giebt es sehr viele in London; denn das gesmeine Volk hat eine große Anhänglichkeit an die High German Doctors (Hochdeutsche Aerzte) und alles Vertrauen in ihre Kunst. Viele deutsche Juden und Christen ergreifen, ohne alle Kenntnisse von der Arzneykunst, dieses Mittel, um davon zu leben; sie quacksalbern, und keine Polizey hindert sie: weil die englische Freiheit einem jeden verstattet, sich umzubringen wie er will. Ich habe in London einen gewissen D. B\*\* aus Dresden gekannt, der in Marybon ein ganz artiges Quartier bewohnte, und laut dem Zettel, den ich hier nach dem Original aus meiner Sammlung mittheile, für die Weiber ein sehr heilsamer Arzt war.

Dr. Wil-

Dr. William B\*\*.

Physician of one of the most Principal Courts in Germany, now on a Voyage to Spain to attend on a Consultation.

Takes this method of addressing and offering his Advice and Assistance in Physic and Surgery, during his Stay in this Metropolis, to the Public in general, but more particularly to the Ladies, as his Studies have been principally directed to the treatment of those, who are afflicted with Obstructions and all other Kinds of Female Disorders, whether the same be constitutionall, the Effects of Child-birth, or from Infertility, fore and Cancerous Breasts, Weakness in their Joints, Foul Breath, and all other infirmities improper to be detailed, to which the Fair Sex are most innmediately incident; and to preserve the outward Beauty, he cures all cutaneous Disordres as Blotches, Pimpls, Spots, Trechles, Warts and Redness in the skin, whether on the Hands, Face, or any other Parts. Any Person afflicted with any of the last mentioned Disordres, and not chusing to apply personally to the Doctor, may be supplied with his Remedy for the same, by sending a line to his House, at Nr. 10. Paddington Street, near Mary-le-bone, setting forth their Age, Constitution, and the length of Time they have been so afflicted. — Ladies advanced in Years, as well as the Young, without any other disordres, wishing only to enjoy

enjoy a beautiful and delicate soft Skin, may be supplied with a Water which will entirely free the Skin from Eruptions off all Sorts, washing themselves with it in the Morning and Evening, to be got at the Doctors Lodging above, the whole Bottle for Four Shillings, and the half Bottle for Two Shillings \*).

Diesen Mann beschloß ich bisweilen, weil er angenehm wohnte, und einen Garten am Hause hatte. Ich fand alle Mal sein Doctor-Diplom auf Pergament, mit dem Siegel der Universität Wittenberg, zur Schau auf dem Tische: vermutlich um den Schwachgläubigen allen Verdacht zu bemeinden über seine Doctorschafft. Ich schlug den Brief ein Mal aus einander, und las zu meiner großen Verwunderung, daß der Doctissimus B\*\* zwar ganz richtig in Wittenberg Doctor geworden war, aber Doctor beider Rechte. Hingegen kannte ich noch einen andern deutschen Doctor, der seine Sache verstand, ob er gleich auch nichts anders als ein Barbiergeselle war; der sich ein schönes Vermögen erworben hatte, Wagen und Pferde hielt, und seine Einkünfte jährlich auf sieben bis acht Hundert Pfund rechnen konnte. Er war aber nur ein Doctor der Füße, der sich außer den Operationen, Hörneraugen auszuheben und Nägel abzuschneiden, mit keinem andern Zweige

der

\*) Es bedarf keiner Uebersetzung, da ähnliche marktschreierische Zettel oft in den Hamburger Zeitungen abgedruckt sind.

der Arzneykunst abgab. Einst ging ich Nachmittags um drei Uhr mit Mr. Fish über Hallborn, da stand er auf ein Mal still, nahm einen Schilling, und brachte ihn einem Bettler, der auf der Gasse an einer Hausthür saß, und die Vorübergehenden anbettelte. Diesen Ehrenmann fanden wir gerade bei seiner Mittagsmahlzeit, und einen wohlgekleideten Knaben hinter ihm, der ihn bediente. Der Tisch war unter freiem Himmel mit sauberm Tischzeuge aufgedeckt, und darauf stand Kalbsbraten, Blumenkohl, Pudding und ein Krug Porter. Fish merkte meine Verwunderung über die gute Kost eines Gassenbettlers, und sagte mir: Eben deswegen gebe er diesem Armen vor andern gern, weil er kein Heuchler sey; er habe nur einen Fuß, und also gegründete Ansprüche auf Almosen; wenn ihm nun sein Handwerk so viel eintrüge daß er gut leben könnte, warum solle er es nicht thun? —

Eine andere ungewöhnliche Art von Bettler sahe ich ein Mal mit Mr. Quint in Islington. Neben uns in London, bei Crown Court, wohnte ein Kupferschmidt, den ich wohl kannte, weil er auch zu dem Club des Mr. Quint gehörte; er war von Person ein ansehnlicher Mann, hieß Gesellen, und schien wohlhabend zu seyn. Wir, Hollar, Quint und ich, waren nach Islington gefahren, wo, ich weiß nicht mehr was? zu sehen war. Da erblickten wir unser Nachbar Kupferschmidt, umringt von vielen Volke, auf öffentlicher Straße, schmuzige Lieder singen.

singen. Seine kräftige Bassstimme wurde mächtig beklatscht, und sein Hut war beinahe schon halb voll Kupfermünze, die ihm seine Zuhörer hineinwurzen. Darüber mußte er nun freilich im ersten Club darnach, von Mr. Quint vieles leiden; er lachte aber dazu, entschuldigte sich, daß er sein Geld in Islington vertrunken, und noch Durst gehabt habe; von seiner Wohnung sey er noch zu entfernt gewesen, und habe also Gebrauch von seinen Talente gemacht. —

In diesem Club wurde täglich gar sehr geskamnegießert, und besonders über die Freiheit sehr vieles geschwätzt; Wilkes und Liberty war die Devise des Clubs. Wenn nun Mr. Quint einen Rausch hatte, welches nichts seltenes war, so war es ihm gleich viel, über eine und dieselbe Materie pro und contra zu disputiren. Wenn er bei Deutschen war, da wußte er die englische Freiheit über alles herauszustreichen; hingegen im Club suchte er die nämliche, so hochbelobte, Freiheit nur lächerlich zu machen. „Hier ist eine schöne Freiheit, sagte er zu den Engländern; ich bin nicht ein Mal so frey, daß ich mir den Koffee selbst brennen kann, den ich mir kochte; ich muß ihn gebrannt kaufen, oder den rohen Kaffee erst in einem dazu bestimmten Hause brennen lassen, und dafür bezahlen. Im deutschen Reiche, wo ich zu Hause bin, kann ich essen und trinken was mir beliebt, um den Preis den die Sache kostet, sie mag kommen aus welchem Lande sie will; und hier muß ich den Wein z. B. zehnfach bezahlen, der aus

aus Frankreich kommt, bloß darum, weil er von da, und nicht wo anders her kommt; und dergl. mehr.

Ich habe nun die Geduld meiner Leser lange genug gemißbraucht, und will wieder zu meiner Geschichte schreiten, die vielleicht unterhaltender ist, als meine Bemerkungen.

### Achtes Kapitel. Unangenehme Entdeckungen.

So durchlebten wir, Herr Hollar und ich, ganzer sechs Wochen; und ich kam nun immer mehr und mehr in die traurige Gewissheit, daß ich weder von der Herzogin noch dem Grafen W. in Mainz Antwort auf meine Briefe erhalten würde. Auf diesen Fall war mein Plan auch schon fertig, und es war am achten Junii, als ich den ersten Schritt zu seiner Ausführung machen wollte. Ich hatte nun wohl bemerkt, daß es mit dem Plantagenwesen des Herrn H. in Surinam nicht ganz richtig seyn möchte: denn von den Gütern und Ballen die in London liegen sollten, und von der Abreise nach Surinam wurde gar nichts mehr erwähnt. Er hatte mit Niemand Umgang, als mit den Leuten die wir beide in London erst hatten kennen gelernt, schrieb keine Briefe, ging niemals aus, als in meiner Gesellschaft, konnte auch ganze Tage allein zu Hause sitzen und lesen, wenn ich etwa ohne ihn ausging; zeigte übrigens gar

gar keine Thätigkeit oder Anstalten zu seiner Reise, und sprach auch davon gar nicht mehr, bezahlte aber noch immer alles was aufging für uns beide mit größter Bereitwilligkeit, ohne Einschränkung, oder das geringste Zeichen von übler Laune, Neue oder Besorgniß für die Zukunft. Ich dachte „es mag mit dem Manne eine besondere Beschaffenheit haben, die er nicht sagen will“ und war zu diskret, in seine Geheimnisse zu dringen. „Reich muß er seyn, sonst könnte er nicht so viel verwenden für sich und mich, der ich ihm nichts angehe.“ Mein Vorsatz war: ihm fürs erste dafür zu danken, daß er mich zeither allein erhalten hatte; und begreiflich zu machen, daß ich ihm nicht so große Unkosten würde gemacht haben, wenn ich in den ersten Tagen vorausgesehen hätte, daß man mich ohne Antwort würde sitzen lassen. Damals hätte ich mit funfzehn Guinéen zurück, und der Herzogin nacheilen können; würde er mir so viel vorgeschoßen haben, so hätte er diese Summe wenigstens sechsfach erspart. Vom Anfange, ehe ich seine großmuthigen Besinnungen für mich gewußt hätte, wäre ich nicht kühn genug gewesen, ihn darum anzusprechen: aber nun könnte ich's wagen, ihn noch um so viel zu bitten, womit ich meine Rückreise nach Deutschland antreten möchte; er würde dabei noch immer ein Ansehnliches ersparen, wenn er diese Summe mit dem Aufwande vergleichen wollte, den ich ihm machen würde, wenn er fortfahren möchte, mich noch ferner an seinen Wohlthaten Theil nehmen zu lassen. Von meinen Umständen habe ich ihm nichts verschwiegen, und er

er würde wohl selbst einsehen, daß mir nichts anders zu ergreifen übrig sey. Mein Dank würde ihm in jeden Welttheil nachfolgen, und wenn sich mein Schicksal glücklicher wenden sollte, auch der wirkliche Erfolg meiner Schuld."

Diesen langen, wohl ausstudierten Sermon hörte er an, ohue mich zu unterbrechen. Er saß auf seinem Bette, schwieg noch einige Minuten als ich fertig war, und sagte endlich in seiner angenommenen Holländischen Mundart: Fiftien Guinées? Mynheer! ich habe nicht mehr so viel! Mit diesen Worten warf er seinen Geldbentel auf den Tisch, den ich aber nicht berührte. Mir kam gar nicht in den Sinn: daß sich das ganze Vermögen eines solchen Mannes in einer bestrickten Börse befinden könnte; ich glaubte die Rede sey nur vom Baaren. Ich sagte ihm also, daß er keine Eile habe; wenn ich nur wüßte, daß er seine Freundschaft für mich noch mit dieser großmuthigen Handlung krönen wolle: so würde ich schon warten, bis er einen seiner Wechsel zu Gelde gemacht habe u. s. w. Darauf antwortete er: „Wenn ich das gewußt hätte, so würde ich ein paar Hundert Guinées mehr zu mir gesteckt haben.“

Des Mittags beim Essen schien mir H. etwas tieffinniger als gewöhnlich; ich konnte mir das nicht erklären. Daß er nicht geizig war, wußte ich aus der geprüftesten Erfahrung; aber doch dachte ich, giebt es Menschen, die in Gesellschaft nach und nach zu Hunderten willig ausgeben, sich aber

aber lange besinnen, wenn sie zehn auf ein Mal weg schenken sollen.

Vielleicht hat der Mann nach gerechnet, und bereut jetzt, so viel unnütz verschwendet zu haben.

In diesen Gedanken ging ich mit ihm nach dem Essen wieder in unser Quartier. Hollar stieg in sein Zimmer, und ich blieb unten bei Misses Quaint zum Thee, denn ihr Mann war nicht zu Hause. Es verzog sich lange bis der Thee fertig war; und als wir tranken, trat ein deutscher Jude herein, Oppenheimer aus Frankfurt am Main, den uns Quaint zum Lohnlager an empfohlen hatte, und den ich wohl leiden konnte: weil er viel zu erzählen wußte, und mich mit einigen Leuten bekannt gemacht hatte, die mir Beiträge zur Menschenkenntniß lieferten, besonders mit einem Juden von Berlin, Gränel, von dem vielleicht noch etwas vorkommen wird. Oppenheimer trug einen Bündel, als er eintrat. (Misses Quaint verstand nicht deutsch) Ich fragte ihn, ob er etwas zu verkaufen habe? Er antwortete, daß sich in seinem Bündel ein Dutzend Hemden befänden, die ihm der Herr oben zu verzeihen gegeben habe; Beim Pawn Broker (Pfandnehmer) bekomme man zu wenig; er wolle der Mrs. Quaint das Pfand anbieten. Darüber erschrak ich von ganzem Herzen, und nahm den Juden, ohne ihm einen Augenblick Zeit zu lassen, mit mir hinauf zu H. Da kam es nun endlich zu Aufklärungen, die mich leider! übersührten, oder mir

mehr wahrscheinlich machten, daß H. in der weiten Welt keinen Heller mehr hatte, als was er bei sich trug; aber nicht nach seinem Geständnisse; denn er blieb dies Mal und alle Mal dabei, daß er Plantagen in Surinam habe, und nur bedaure, nicht ein oder zwei Hundert Guinéen mehr zu sich gesteckt zu haben. Wie hat er anders geredet vom Anfange bis zum letzten Augenblicke, da wir von einander schieden; und nie habe ich einem Manne, dem ich so viel zu verdanken hatte, ins Angesicht widersprechen können; so deutlich er sich auch selbst widersprach. —

Aber können Sie denn nicht — fragte ich — auf jemand tressiren, oder an einen Korrespondenten schreiben, daß er Ihnen Geld übermache? „Das könnte ich wohl, aber es wird lange dauern bis Antwort kommt: denn in Holland kann ich dermaßen über nichts disponieren.“ Aus der Art, wie er mir dieses sagte, konnte ich schließen, daß von dieser Seite nichts zu hoffen sey. Um seine Waren, davon er mir auf dem Schiffe schon geredet hatte, mochte ich nicht fragen, um ihn nicht noch in größere Verlegenheit zu setzen; aber ich wollte doch ganz entschieden wissen, woran wir mit einander waren? und fuhr fort zu fragen: „Was ist nun also Ihr Gedanke Freund! was wollen Sie anfangen? wo gedenken Sie hin? — Antw.: Wir wollen beisammen bleiben.“ — Also werden wir wohl unser Glück auf der See suchen müssen? „Das werden wir wohl müssen.“ — Ich hätte freilich wohl sagen können: „Wir wollen nach Surinam.“

Surinam auf ihre Plantage gehen; jeder Schiffser wird uns gern mitnehmen, wenn wir auch die Fracht erst dort bezahlen: "aber ich sah nun wohl wie die Sachen standen, und wollte den Mann, dem ich so viele Verbindlichkeit schuldig war, nicht beschämen.

Diesen ganzen Discurs hatte Oppenheimer mit angehört, und kam nun mit seinem wohlmeinenden Rathe und unmaßgeblichem Vorschlage. „Sie brauchen sich gar nicht zu grämen, meine Herren! — Auf dem Fuße, wie sie hier bei Mr. Quaint leben, können Sie bei ihm, oder auch in einem größern Quartier, Kredit haben, wenigstens bis Weihnachten. Ich verspreche, daß Ihnen in der Nachbarschaft Fleischer und Bäcker borgen sollen, wenn Sie meiner Vorschrift folgen wollen; und zu Ihren Nebenausgaben dürfen Sie nur Waaren, in Seiden-, Tuch- oder Galanteriehandlungen, auf Kredit nehmen, und sie gleich gegen kontante Zahlung wieder verkaufen; zu welchem allen ich Ihnen hüfliche Hand leisten werde.“ Darauf antwortete ich nichts, und war übrigens nicht unzufrieden, daß der Jude alles mit angehört hatte; denn ich sah wohl ein, daß wir einen Vertrauten seiner Art nöthig haben würden.

Das Phlegma des Herrn H. bei allem diesen, läßt sich nicht beschreiben; ich aber brachte diese Nacht schlaflos zu. Ich legte mir alle Verbindlichkeiten, die ich gegen H. hatte, ans Herz; und ob mir gleich seine Art zu handeln unbegreiflich war, und noch ist: so hatte ich doch aus seiner Schwäche,

oder wie man es nennen will; Nutzen gezogen, und ihn früher, als ohne mich geschehen seyn würde, in die gegenwärtige Lage gebracht. Ich hielt mich also verpflichtet, ihn nicht zu verlassen; erwählte mich selbst von nun an zu seinem Vormunde, und machte Pläne für die Zukunft. Was könnte ich aber für Pläne machen? — Den Vorschlag des Oppenheimer's hatte ich gleich verworfen, da ich ihn hörte; wollte aber aus andern Gründen meine Meinung nicht sagen. Das wußte ich wohl, daß man in London auf Jahr und Tag leicht Kredit bekommt, wenn man in einem anständigen Hause wohnt; ich wußte aber auch, daß ein Mensch in England, der nicht bezahlen kann, seine Freiheit verliert, und eingesperrt wird; welches für einen Ausländer doppelt traurig ist, wie ich selbst in der Flucht und King's Bench mit Augen angesehen hatte.

Mein Erstes war also, Herrn H. zu ersuchen, daß er mir seinen damaligen Vermögenszustand, den er um und an sich hatte, getrenlich anzeigen möchte; und da fand sich denn in seiner Börse noch etwa anderthalb Pfund Sterling. Seine Koffer enthielten, außer wenig Wäsche und Kleidung, nichts als Dinge ganz ohne Werth; ich fand auch nicht eine Spur von den neuen seidenen Strümpfen, um derentwillen wir an jenem Sonntage früh eine Guinée zahlten, und das Schiff verließen; ich hatte mir wenigstens ein paar Dutzend vorgestellt, weil man ein oder zwei Paar leicht in der Tasche verbergen kann.

Ich sing nun damit an, unsere Schulden zu berichtigen, deren wir einige hatten; allein obgleich Ihr und Degen und mehrere Möbeln von uns bei den, durch den Oppenheimer, versezt oder verkauft wurden: so langte das alles doch nicht so weit, auch die Hausmiethe, die wir noch schuldig waren, an Quint zu bezahlen.

Briefe hatte ich inzwischen auch von meiner Frau erhalten, die so wenig Trostliches enthielten: daß ich mich nun ganz entschloß, mit H., es sey auf welche Art es wolle, mein Glück zu versuchen. Es verzog sich aber noch lange. Eines Theils hoffte ich doch immer noch auf Briefe, wenigstens von Mainz; dann war auch noch nicht entschieden, auf welche Seite der Wind unsere Federn blasen würde? Keine Gelegenheit kam uns entgegen, und so verzehrten wir das Geld, das wir nach und nach aus unsern Sachen lösten: bis es die höchste Zeit war, einen festen Entschluß zu fassen.

Oppenheimer sagte uns: daß wir, wenn wir eine Fährth mit nach der Küste von Guinea machen wollten, in Jahr und Tag wieder zurück kommen, und wenigstens fünfzig Guinéen reinen Gewinnst mitbringen könnten; daß wir uns aber in diesem Falle in Liverpool einschiffen müßten. Bis dahin waren beinahe 250 englische Meilen, welche wir in drei Tagen hätten zurück legen können: wenn uns nicht das gefehlt hätte, was man braucht, um mit einer Landkutsche oder mit der Post zu fahren.

Quint's Haus wollte ich auch nicht heimlich verlassen; wir ließen also fast alles, was wir noch an Wäsche und Kleidung hatten, in unsern Zimmern, und ich sagte Quint, da ich ihm die Schlüssel gab, daß wir auf etliche Tage auf das Land gehen wollten; und dann wanderten wir am sechsten July aus, von London zu Fuße nach Liverpool. Dieser Reise muß nun freilich ein eignes Kapitel gewidmet werden; aber ich muß auch dem gegenwärtigen noch einen kleinen Anhang geben. — Wer es mir als einen unverzeihlichen Leichtsinn anrechnet, daß ich ohne weitere Nachfrage, und bloß auf eines armseligen Juden unmaßgeblichen Vorschlag an die Küste von Guinea segeln, und mir funfzig Guinéen verdienen wollte, ohne zu wissen, auf welche Art und Weise? der muß meine Denkungsart und meine damalige Situation zusammen halten, und mich darnach beurtheilen. Ich glaubte so wenig an die funfzig Guinéen und die Fahrt an die Küste von Guinea, als Oppenheimer an den Rosenkranz; aber es war ein Anlaß zu unserer Entfernung von London; ich konnte mich an dem Orte, wo ich doch so manchen respektablen Bekannten hatte, unmöglich in der traurigen Gestalt zeigen, die wir zu erwarten hatten. Denn am Ende war doch kein anderes Mittel, als sich wie der gemeinste Mensch auf ein Schiff anwerben zu lassen; und was hatte ich noch für andere Aussichten? Mich etwa in der Gesellschaft Hollar's, den ich nicht verlassen wollte und konnte, zurück nach Deutschland zu betteln, wo ich mit jeder Meile Verwandten und Bekann-

Bekannten näher kam, von denen ich nichts zu hoffen hatte? und endlich bei den Meinigen mit einem Kollegen wieder zu erscheinen, ohne für uns Alle Hülfe mitzubringen, oder zu finden? — Nein! wenn ich elend leben, oder im Elende umkommen sollte, so war mir der entfernteste Winkel der liebste. Andere werden mir den Vorwurf machen: warum ich mich Niemand entdeckt, und mich nicht an die Minister, denen ich empfohlen war, nicht an Mr. Fish oder Quaint gewendet habe? Denen diene ich zur Antwort: daß ich von Jugend auf wenig auf menschliche Hülfe aus bloßem guten Herzen gerechnet habe. *Rara avis in terris, nigroque simillima cygno!* Bei einigen hätte ich mich verächtlich gemacht, und von keinem so viel erwarten können, als wir zu unserer Rettung brauchten. Die geringe Meinung, die ich von uneigennütziger Theilnahme der Menschen hege, hat sich gar oft in meinem Leben gerechtfertigt; alles Gute habe ich Gott allein zu verdanken; nicht, weil ich es vor andern verdient habe, sondern weil er sich der Blöden annimmt: denn es fehlt mir ganz und gar an Dreistigkeit, von Jemand etwas zu erbitten; und im gemeinen Leben ist die kalte Aufnahme eines Großen oder Kleinen schon Anlaß genug, daß ich mich ihm nie wieder nähere. Der Bescheid, den mir der Kammerdiener des Herzogs von Northumberland von ihm brachte, und der mir seiner unwürdig vorkam, erweckte in mir eine Art von Verachtung, die mir nicht erlaubte, ihn selbst zu sehen.

Ich war schon seit 1761 Freimaurer, stand in höhern Graden, hatte meine Uttestate darüber bei mir, und konnte mit gutem Gewissen Anspruch auf Beihilfe von den Logen machen, denn ich hatte oft genug für Andere beigesteuert: aber auch in der äußersten Noth habe ich mich nie entschließen können, auf diesem Wege um etwas, mündlich oder schriftlich, zu bitten.

Wenn mich Hollar auf irgend eine Weise angespornt hätte, irgendwo Hülfe zu suchen, so hätte ich mich vielleicht um seinetwillen dazu entschließen können; er blieb aber ganz unthätig, und verhielt sich durchaus nur leidend: so daß ich aus seinem ganzen Betragen, welches ich hier redlich und wahrhaft geschildert habe, nicht anders schließen konnte „als daß er zu träge sey, selbst zu denken und zu handeln, so lange er jemand um sich hatte, der diese menschlichen Verrichtungen für ihn übernehmen wollte, und das Talent besitze, sich fortzuhelfen und ihn mitzuschleppen.“ Nun! das wollte ich auch. So betrübt alle Aussichten vor uns standen, so wollte ich doch mein Schicksal mit ihm theilen. Ob uns nun dieses auf die Küste von Guinea oder wo anders hinführen würde? das wußte ich damals, als wir London verließen, noch so wenig, als er. Ich erwartete nichts Rößliches: aber was uns bevorstand, wollte ich lieber an einem andern Orte, als in London erleben.

## Neuntes Kapitel.

## Reise von London bis Northampton.

Wir zogen aus den öten July früh; jeder zwei Hemden auf dem Leibe, und eben so viel in der Tasche, und speiseten Mittags in Islington, gar nicht verhältnismässig mit unserm Geldvorrathe. Oppenheimer hatte uns bis hieher begleitet, und gab uns beim Abschiede seinen Segen. Er tröstete uns mit dem Beispiele des Patriarchen Jacob, der auch einen gar weiten Weg zu Fuße gereiset sey; und bedauerte, daß der Stein, worauf er den bekannten Traum geträumt habe, jetzt in der Westmünster-Abtei aufbewahrt, und den Fremden für Geld gezeigt werde; sonst könnte er auch uns zum sanften Kopfküssen dienen.

Sobald wir die freie Landstraße erreicht hatten, wurden wir eine sehr unangenehme Aufmerksamkeit auf unsere Personen gewahr. Reitende, Fahrende (denn Fußgänger waren außer uns keine) hielten bisweilen still, um eine so unerhörte Erscheinung, zwei Gentlemen zu Fuße, zu bewundern \*). Wir hörten hier und da von Foot-Pads, Bog-Trotters (Straßenräuber)

\*) Die Leser werden sich hierbei erinnern, daß der Professor Morris auf seiner Fußreise durch England, ähnliche Erfahrungen mache.

ber schwägen; und hörten ganz deutlich, daß ein Jeder, der uns begegnete, sich die Freiheit nahm, über uns zu urtheilen, und das eben nicht zu unserm Vortheile; ja sogar eine Frau zu St. Albans oder Barnet, die wir bei der großen Hölle um ein Glas Wasser ansprachen, schlug es uns rund ab, und sagte: Es sey nicht gentlemantly, Wasser zu trinken; dort in der Schenke sey Wein, Bier und Cyder genug zu haben. Ich gestehe, daß ich auf dieses, den Engländern allein eigene, Vorurtheil nicht vorbereitet war. Ich hatte von Jugend auf bei der Kavallerie gedient, und dies war meine erste Reise zu Fuß, von der ich mir schon im voraus alle damit verknüpften Unannehmlichkeiten vorgestellt hatte: aber darauf war ich nicht gefallen, daß in England ein solcher Schimpf auf den Fußgängern ruhet; denn mir war auf den vielen Reisen, die ich durch verschiedene Länder gemacht hatte, auf meinem Pferde, oder in meinem Wagen, nie in den Sinn gekommen, über einen der Millionen Menschen, die mir zu Fuße begegnet waren, zu spotten. Ich sah gleich ein, daß hier ein Roman nothig war, um unsern gedemüthigten Zustand mit einer scheinbaren Ursache zu bedecken. Damals war die dänische Geschichte mit Struensee und Brand noch ganz neu; ich beredete mich also mit Hollar, daß wir uns für Leute von dem Hofe der Königin Mathilde, die sich geflüchtet hätten, ansgeben wollten; und das that seine Wirkung. Wir gingen diesen Tag bis Nimes (so wird es ausgesprochen, es wird aber wohl Neumes geschrieben werden); hier wollten

wollten wir die Nacht bleiben. Neue Proben vom Vorurtheile gegen die Fußgänger! Niemand wollte uns aufnehmen; alle entschuldigten sich, daß kein Platz mehr sey, und alle wiesen uns zum Black Horse (Rappen) am Ende des Orts. Ich vermutete diesem nach, daß das ein elendes Haus, nur für den geringsten Pöbel sey; das war es aber wahrlich nicht, sondern das beste, sauberste und angenehmste Wirthshaus, das mir noch auf allen meinen Reisen aufgestossen ist. Ein schönes Weib stand vor der Thür, und sprach mit ihrem Tochterchen, einem Kinde von etwa sieben oder acht Jahren, französisch. Ich fiel gleich ein, und fragte in dieser Sprache, ob wir hier Nachtlager haben könnten? welches uns mit einer Verneigung zugesstanden wurde. Aber auch gleich, nachdem die Frau uns in das Gastzimmer, oder, wie man es in England nennt, die Küche geführt hatte, fragte sie ganz naiv: Wie es käme, daß ein paar solcher Gentlemans zu Fuße reisetzen? Hier brachte ich also meine Erfindung von Dänemark zum ersten Male an, und sie fand gute Aufnahme. Dieses gute Weib verließ mich von nun an nicht mehr, sondern führte uns in ihr Wohnzimmer, nöthigte mich zu ihr auf den Sofa, und konnte gar nicht aufhören, nach dem Schicksale der Königin Mathilde zu fragen; und weinte bitterlich, als ich ihr dieses noch als unentschieden angab. Wir speiseten mit ihr und ihrer Familie des Abends sehr gut, bekamen schöne Betten, mit seidenen Vorhängen, und fanden überhaupt in diesem Hause Reinlichkeit und Ordnung bis zur Pracht. Der Wirth war

war Anfangs nicht zugegen, und als er kam, schüttelte er uns treuherzig die Hand, und sagte: „Dass die Herren bei mir eingekehrt sind, habe ich nur dem Hasse meiner Nachbaren zu danken; denn weil Sie zu Füsse gehen, werden Sie gewiss alle andere Wirths ab, und zu mir gewiesen haben; ich bin ein Irländer, habe mit dieser meiner Frau eine ganz gute Heurath gemacht, und werde deswegen von den Einwohnern dieses Ortes beneidet und verfolgt.“

Da blieben wir also die erste Nacht, und leider musste ich hier eine Unterredung des Wirths mit seiner Frau anhören und verstehen, welche die übelste Folge für unsere Kasse hatte. Entweder glaubten die Leute, ich verstände nicht englisch: oder war das Gespräch darauf abgezweckt, dass ich es verstehen, und mich darnach richten sollte. Kurz, ehe wir schlafen gingen, sagte die Frau zu ihrem Manne: Die Umstände dieser Fremden mögen wohl nicht die besten seyn; wir sollten keine Bezahlung von ihnen nehmen. Darauf erwiederte er: „Ich bin es wohl zufrieden; wie kann man ihnen aber das anbieten, ohne sie zu beleidigen? Ich werde die Rechnung machen nach der Ordnung, wenn es zum Bezahlten komme, und sie verzögern; dann so menge du dich drein, und mache es ihnen auf eine höfliche Art kund, dass sie nichts zu bezahlen brauchen.“ Das war freilich deutlich genug; aber bei mir von ganz anderer Wirkung, und ein sicheres Mittel, mir den letzten Heller aus dem Beutel zu holen. Ich fragte beim Schlafengehen

gehen nach der Rechnung, bezahlte sie eilig, und entfernte mich, ohne anzuhören, was man noch sagen wollte. Ich hätte um alles in der Welt nicht anders handeln können, obgleich unsere Zehrung mehr betrug, als wir bei guter Wirthschaft in drei Tagen würden verzehrt haben; denn wir hatten ein paar Flaschen Wein (freilich wohl ungestordert) ausgestochen.

Als wir früh Morgens nüchtern weiter wandern wollten, bat sich die Frau die Ehre aus, uns mit einem Frühstück zu bedienen; und verbat sich im Voraus alle Bezahlung, auf die wir uns auch nicht hätten einlassen können. Der Abschied war treuherzig von beiden Seiten, und nun ging es weiter. Diesen Tag bis Woburn, einen Ort, der dem damals noch unerwachsenen Herzoge von Bedford gehört, welcher unter der Vormundschaft seiner Mutter stand. So wie wir uns weiter von London entfernten, wurden wir von den Fahrenden und Reitenden weniger begafft; und in Woburn fanden wir gleich im ersten Wirthshause, ohne Weigerung, Aufnahme. Wir hatten im Vorbeigehen das Schloß und den schönen Park des Herzogs von Bedford gesehen, und wurden in unserm Nachtquartier mit nichts als Lobsprüchen über den großen Reichthum dieses jungen Herrn, und den Tugenden seiner Mutter, ihrentriebe zum Wohlthun, und dergl. mehr, unterhalten. Als wir früh bezahlt hatten, und beide den geringen Vorrath der uns übrig blieb, traurig anschauten, ermannte sich Hollar, und forderte mich

mich auf, zu der Herzogin zu gehen, oder auch nur einen französischen Brief an sie zu schreiben; eine Guinée sei eine Kleinigkeit für diese Dame, und für uns so wichtig, daß wir damit bis L i v e r - p o o l auslangen könnten. Ich ging ungern daran, aber die Veredtsamkeit des Herrn H., die mir etwas ganz Neues war, bewogte mich zu diesem Schritte; und eine lakonische Bittschrift, worin ich ihrer Hoheit den Vorzug „daß ich von ihr, und Niemand anderm eine Guinée bitten und annehmen könnte“, recht geltend machte, mußte nach meiner Meinung so eine Kleinigkeit erwürfen.

Papier und Feder kosteten uns einige Pence; ich mußte dem Weibe, das den Brief auf das, eine englische Meile entlegene Schloß trug, einen Schilling Botenlohn geben; und wir ließen uns in der sichern Erwartung der gebetenen Guinée, a Conto derselben, unterdessen ein Frühstück geben. Und siehe! unsere Botin kam, brachte mir meinen Brief erbrochen zurück, mit der Nachricht: Er brauche keiner Antwort! Wir wanderten also sehr übelgelaunt weiter. Unsere Baarschaft bestand noch in zwei Schilling, vier Pence, welche des Mittags verzehrt wurden; und weil wir uns nun, so ganz entblößt von Gelde, in kein Wirthshaus mehr wagen dursten: so schliefen wir diese Nacht unter freiem Himmel in einem Heuhaufen, fünf und funfzig englische Meilen von London, zu Folge der Nachricht, die uns eine Meilensäule auf der Chaussee darüber ertheilte.

Den 9ten Julius früh, trafen wir ein in Northampton, und waren so abgemattet: daß wir beschlossen, in ein Wirthshaus zu gehen, darin Ruhetag zu machen, und uns den Kopf wegen der Bezahlung nicht vor der Zeit zu zerbrechen. Man wies uns in eine Schenke der Vorstadt, welche Fußgänger aufnahm. Wir ließen uns da Thee und Butterbrod geben, und eine Schlafstätte anweisen; denn der Schlaf unter freiem Himmel hatte uns nicht sehr erquickt; wenigstens war mir nicht möglich gewesen, ein Auge zuzumachen. Mittags erwachten wir, und mit uns die Sorgen der Nahrung. Der erste Vorschlag war, ein paar Hemden zu verkaufen; es fand sich aber noch eine silberne Halsschnalle, welche zuerst an den Mann gebracht werden sollte. Dazu suchten wir in der Stadt einen Gold- oder Silberschmidt, und fanden keinen. Ich fragte nach einem Juden, und der Mann den ich fragte, antwortete: „Es sey zwar sonst ein Jude in Northampton, er seige aber jetzt Schulden wegen im Gefängnisse; wozu ich des Juden bedürfe?“ „Um deutsch mit ihm zu reden; ich kann nicht gut englisch, und habe Auskunft nöthig über den Weg von hier nach Liverpool.“ — „Wenn das ist, so gehen Sie nur in dieses Haus, und fragen nach dem Herrn Ockely; dem Ordinario, oder Prediger der mährischen Brüder; der spricht vollkommen gut deutsch.“

Die mährischen Brüder, die man in Deutschland Herrnhuter nennt, waren mir, von Kindheit an, sehr gut bekannt; ich erinnere mich noch, den Grafen

Grafen Zinzen dorf als Kind gesehen zu haben, und kannte auch den Bischof Spangenberg, Baron Ranzau und mehrere von Person. Ich ging also, nachdem ich Herrn Hollar in unser Quartier zurück geschickt hatte, in das Haus, und fand Herrn Octely mit seiner Gattin, einer schon älteren, angenehmen Frau, im Garten. Meinen Eingang machte ich mit Entschuldigungen, die ich mit meinen Bekanntschaften unter der Gemeinde beschönigte, und das Ende war die Bitte um die Post-Route nach Liverpool; diese wurde mir sogleich aus einem Kalender in die Schreibtafel dictirt, zugleich aber mit einer mir sehr unangenehmen Frage begleitet: Auf welche Art ich dahin zu reisen gedachte? Zu Fuß, war meine Antwort; und ein Seufzer, den ich nicht unterdrücken konnte, begleitete sie. Unterdessen hatte Mr. Octely seiner Frau einen Wink gegeben, den sie befolgte und abtrat. So wie wir allein waren, sagte er: „Mein Herr! von hier über Leicester und Derby sind noch 140 Meilen nach Liverpool; es ist mir auffallend, daß ein Mann wie Sie, wenn ich auch nur ihre Statur in Betrachtung ziehen wollte (meine Länge ist sechs Fuß, und meine Korpulenz verhältnismäßig) eine so weite Reise zu Fuß macht. Die Route, die Sie so eben aufgeschrieben haben, mag es wohl nicht allein seyn, was mir die Ehre Ihres Besuchs verschafft. Reden Sie frei! So ein offenes Zuwinkommen erweckt bei mir alle Mal Zutrauen; ich erzählte ihm nun meine ganze Geschichte nach der Wahrheit, und verschwieg auch nicht den

Zustand

Zustand unserer Finanzen. — Er hörte alles aufmerksam an, schüttelte den Kopf, und sprach endlich mit dem Anstande eines alten Propheten: Mein Herr! der Weg, den Sie gehen, wird Sie schwerlich zur Ruhe und Glückseligkeit führen. Kehren Sie um! Ich will Sie selbst auf meine Kosten bis London zurückbringen. — Für dieses großmütige Anerbieten dankte ich ihm mit vieler Hührung, wiederholte aber auch alle Verbindlichkeiten, die ich gegen Hollar hatte, und beteuerte, daß ich ihn unter diesen Umständen nicht verlassen würde. Mr. Octely antwortete: daß er selbst auf den Abend in das Haus kommen würde, wo wir eingefehrt waren, und daß wir indessen daselbst auf seinen Beutel zehren sollten.

Er kam um sieben Uhr; aber leider! ging es auch meinem Freunde H. wie mehrere Male; Herr Octely beleidigte sogar den Wohlstand, und fragte H. beim ersten Anblicke, ob er nicht ein Jude sey? In der Folge sagte er ihm, daß er keine gute Meinung von ihm habe, und wiederholte mir sein Anerbieten, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich mich von diesem Menschen trennen müsse. Nur in diesem Falle würde er alles Mögliche für mich thun: aber im Gegentheil auch nicht das Mindeste mehr, als was unsere Zehrung in Northampton beträfe. Alles dieses sagte er rein Deutsch in Gegenwart Hollar's, den dieser unhöfliche Epilog so aus seinem Phlegma weckte: daß er auf Mr. Octely und alle Pfaffen in der Welt ein derbes Anathema legte.

Mir war freilich, so lange ich keine feste Versorgung hatte, und nicht anders als mit leeren Händen zu den Meinigen zurück kehren konnte, ein jeder Ort der liebste, wo ich nur etwa so viel verdienen konnte, als ich zur Nothdurft brauchte: aber auch diesen Ort zu finden und zu erreichen, brauchte ich Mittel, die mir fehlten. Ich hätte also das Anerbieten des Herrn Ockely gern angenommen, und würde durch seinen Beistand die Rückfahrt der Herzogin vielleicht in London haben abwarten können: aber ich konnte mich, ohne Undankbarkeit, von Hollar nicht trennen, ob ich gleich alle Tage mehr und mehr gewahr wurde, daß ich wenig für ihn thun konnte. Bis jetzt war noch kein Fall eingetreten, wo meine größere Erfahrung und Menschenkenntniß mir selbst, und ihm mit mir, wesentlich hätte dienen können; vielmehr waren wir alle beide nicht mit den Talenten begabt, womit sich der Abentheurer gewöhnlich durch die Welt hilft; und Herr H. ließ es mich bemerken, daß er mir mehr Dreistigkeit und Zudringlichkeit zugetraut habe.

### Sechentes Kapitel.

Connery.

Den roten Juh früh verließen wir Northampton. Ich, mit einer Art von Stumpfsein und Unempfindlichkeit, die ich nicht wohl beschreiben kann, woran aber meine Füße keinen Anteil nahmen, sondern so schnell fortwanderten: daß ich bisweile

bisweilen still stehen und Hollar' n erwarten mußte, welcher noch immer die rauhe Offenherzigkeit des Herrn Octely nicht verdauen konnte, und über Pfaffen und Sektirer brummte. Mir war es nicht gemütlich, ihm zu antworten; und so wanderten wir emsig unsern geraden Weg fort, ohne alle Erfrischung: denn wir durften aus guten Gründen nirgend einkehren, und kamen, nachdem wir an diesem Tage dreißig englische Meilen zurückgelegt hatten, Abends um acht Uhr in Coventry an.

Ich war so entschieden vorbereitet auf alles Gute oder Böse, was uns widerfahren mochte: daß ich ohne alles Bedenken, gleich einem andern Reisenden, der Geld genug hat, in ein ansehnliches Wirthshaus trat, und Essen, Trinken und Nachtlager forderte, ohne daß der Wirth etwas dagegen einwendete. In der Zwischenzeit, daß man uns etwas zubereitete, ging H. in einen Garten am Hause; und ich nahm in des Wirths Zimmer Zeitungen, und setzte mich damit ans Fenster, weil es schon anfing dunkel zu werden. Indem kam ein anderer Gentleman herein, setzte sich an das andere Fenster, und fing an, eine Rechnung durchzugehen, wobei er die Zahlen deutsch aussprach. Ich redete ihn also deutsch an, und er zeigte viel Vergnügen, einen Landsmann anzutreffen, nannte mir auch gleich seinen Namen und Vaterland: Beck aus Rödlingen. Ich wußte von einem Buchhändler in diesem Orte, der so hieß, und fragte „ob er es vielleicht sey?“ welches er ver-

neinte, daß Gespräch auf etwas anders lenkte, und mir im Verfolge zu erkennen gab: daß er seit mehreren Jahren in London als Merchant-Perfumer wholesale and Detail (Perfumhändler im Großen und Kleinen) etabliert sei, und daselbst sein eigenes Haus auf der Gasse St. Mary Axe habe. Gedruckte Billets, die er mir zeigte, sagten das Nähmliche. Natürlich fragte er mich auch um meine Person und Reise, worauf ich ihm mit der Geschichte von Dänemark aufwartete, die seit Niemes nicht wieder gebraucht worden war. Darüber kamen wir in einen langen Discurs; der Wirth gesellte sich zu uns, und ließ sich mit aufmerksamen Ohren alles englisch wieder erzählen, was ich aus gelesenen Zeitungsblättern, mit etwas eigner Erfindung vermischt, auf deutsch vorbrachte. Genug, ich bewegte meine Zuhörer, und nahm sie für mich ein. Der Wirth gab schon nach diesem ersten Gespräch Herrn Beck einen Wink, mir die Reise nach Liverpool abzurathen; und Beck selbst wurde so freundshaftlich, daß er mir wohlgestiel. Hollar kam nun auch aus dem Garten, ich machte ihn als meinen Reisegesellschafter bekannt, und man begegnete ihm so höflich wie mir. Indessen wurde es Essenszeit; Beck befahl, daß, was er bestellt hatte, mit auf unserm Tisch anzurichten, damit wir in Gesellschaft speisen möchten; und da kam nun eine andere Erscheinung, die ich nicht vermuthet hatte, nähmlich Herrn Beck's Ehefrau und Schwägerin; welche alle beide den untrüglichen Stempel ihrer Nation auf der Stirne trugen, und mit der Zunge  
bekräf-

bekräftigten, daß sie deutsche Jüdinnen waren. Ich überzeugte mich aber deswegen doch noch nicht, daß auch Beck ein Jude sey; denn seine Sprache verrieth nichts davon: allein, beim Nachtische unsres Abendessens, legte er ein Glaubensbekenntniß ab, welches mir gar keinen Zweifel mehr übrig ließ.

Es kam ein Teller mit Birnen, einer in dieser Jahreszeit noch seltenen Frucht, die wir bewunderten. Heer Beck nahm eine davon, ließ sich seinen Hut bringen, bat um Verzeihung, und setzte ihn ein paar Minuten auf, ehe er die Birne zu verzehren anfing. Er mochte merken, daß mit dieses seltsam vorkam, und predigte wie folget: „Sie wissen nicht, meine Herren, was ich in diesem Augenblick für Sie gethan habe. Es ist nun ein Mal nicht anders in der Welt: Menschen müssen einander wechselseitig Hülfe leisten; und wir Juden sind es insbesondere, die alle andere Nationen erhalten. Diese Birne soll Beweis und Beispiel seyn. Als der Schöpfer die erste Birne schuf, so legte er darauf, so wie auf alle andere Früchte, einen Segen; und befahl seinem Volke, diesen Segen vorher darüber auszusprechen, wenn sie eine Birne essen wollten; und diesem Segen haben all' andere Nationen zu verdanken, daß noch Birnen wachsen, bis auf den heutigen Tag. Würden in einer einzigen Minute in der Welt irgendwo Birnen gegessen, und nicht zugleich an einem andern Orte von einem Juden dieser Segen ausgesprochen: so müßten augenblicklich alle Birnbäume dieses

dieses Erdbodens verdorren. Die Christen ziehen also von uns den Vortheil: daß sie an unserm Gegen Theil nehmen, und noch Birnen, Apfels und andere Früchte haben und genießen können.“ — Bravo! Signore Beck! dachte ich bei mir selbst; aber ich würde ihm nicht widersprochen haben, wenn er mir auch den ganzen Talmud und alle Fabeln der Rabbinen vorgepredigt hätte. Er war also ein Jude, und kaufte uns als ein solcher am andern Morgen unser letztes Kleinhod, die schon erwähnte Hals schnalle, ab; aber nicht jüdisch, wie man das Wort sonst nimmt: denn er gab uns zwölf Schilling, welches wenigstens noch ein Mal so viel, als den wahren Werth ausmachte. Er behandelte uns überhaupt nichts weniger als eignenmäßig, sondern freund schaftlich und theilnehmend.

In der Nacht vom 10ten auf den 11ten Julius war noch ein Engländer von London angekommen, und in diesem Hause abgetreten, der sich beim Frühstück sehen ließ. Es war ein ansehnlicher Mann, ganz auf altenglischem Fuß in Kleidung und Lebensart; später erfuhr ich, daß er Priest hieß, und ein Krämer aus der City war. Mr. Beck unterhielt diesen Neuangekommenen während des Frühstückes, mit den von mir neu bearbeiteten und mit beträchtlichen Zusätzen vermehrten dänischen Gegebenheiten; und vergaß nicht, den vermeinten Anteil, den ich und Hollar daran gehabt haben sollten, nebst unserer Flucht aus Dänemark, getreulich wieder zu erzählen. Mr. Priest hörte das alles mit Aufmerksamkeit

samkeit an, und ging gleich nach dem Frühstück in die Fabriken, wo er sich seiner Geschäfte so geschwind entledigte, daß er nach einer Stunde zurück kam, und bis zur Mittagsmahlzeit mit uns schwachte.

Auf Einladung Mr. Beck's, der uns diesen Tag auf seine Rechnung nahm, blieben wir im Conventry, und sollten Empfehlungsbriebe von ihm nach Liverpool erhalten. Wir speiseten Mittags alle an Einem Tische; Beck mit seinen Freibern, Priest, wir zwei und der Wirth. Es wurde von nichts, als unserer Geschichte gesprochen; und als nach dem Essen die Weinsflasche herumging, ließ mir Priest durch Beck das Anerbieten machen: „Ich möchte mit ihm wieder nach London gehen, er wollte mich da einigen Lords und andern großen Männern, mit denen er zu thun habe, vorstellen, und mich, wenn ich seiner Leitung folgen wollte, gar bald aus allem Elende ziehen; auf jeden Fall müsse er mir abrathen, nach Liverpool zu gehen; weil ich aus Mangel der Sprachkenntniß zu seinem Posten auf einem Schiffe gebraucht werden könnte, und in mein Unglück rennen würde. Beck wollte sich nicht weniger großmuthig zeigen, und versprach mir auf den Fall, daß ich mit Priest umkehren würde, Kost und Wohnung in seinem Hause so lange, bis sich mein Schicksal ändern würde. Ich verwarf diese Anerbietungen nicht: weil ich glaubte, daß sie sich auf Hollar'n zugleich mit erstreckten, obgleich seiner nie erwähnt wurde. Er aber,

der bei allem diesen zugegen war, trat endlich selbst auf, und erklärte mit einer Entschlossenheit, die ich ihm nicht zugetraut hatte: daß für mich nichts anders zu thun sey, als von den Anträgen dieser ehrlichen Leute Gebrauch zu machen. Denn er habe auf dieser Reise nur gar zu deutlich bemerkt, daß ich, aus Unabhängigkeit an meine Familie, mit jeder Meile, die mich weiter von ihr entfernte, immer mehr und mehr den Ruth verlor, und überhaupt nicht die erforderlichen Eigenschaften, aufs Un gewisse in die Welt zu gehen, besäße. Er sey fest entschlossen, nicht wieder umzukehren, und finde es für uns beide besser, daß wir in Zukunft nicht etwa eines dem andern zur Last fäßen möchten." Diese Worte gingen mir durch die Seele; wir entfernten uns von den andern; ich gab ihm noch alles Geld, welches wir hatten, die wenigen Schillinge für die Schnalle, nahm herzlichen Abschied — und er ging fort, ohne sich vor den andern Gästen mehr sehen zu lassen, weshalb auch gar nicht nach ihm fragten. Was dieser arme, mir unvergessliche, Mensch noch ferner ausgestanden hat, wird das folgende Kapitel melden.

Raum war es entschieden, daß ich mit dem Engländer Priest zurück nach London gehen wollte: so bat er mich ganz höflich „mit seinem Frachtwagen, der so eben abging, und auf dem er, wie ich nachher erfuhr, selbst gekommen war, bis Daventry voraus zu fahren, und dort die Ankunft der Stage coach (Landkutsche) mit der

er nachkommen würde, abzuwarten. Aus welcher Absicht er mir diesen Vorsprung machen ließ, das konnte ich damals noch nicht errathen; Mr. Beck möchte aber wohl schon eine Ahnung haben: denn, als er mir den Brief zustellte, der mir im Hause in London Aufnahme verschaffen sollte, so gab er mir zugleich eine Karte an den Wirth zu dum b Cow (stummen Kuh) in Daventry, worin er ihn bat, mich aufzudecken, wenn die Kutsche durchpassiren würde. Das geschah denn auch; aber — hier merkte ich gleich Unrath. Mr. Priest schies im Wagen, und war sehr unzufrieden, daß man ihn geweckt hatte; er ließ mir einen Platz außerhalb der Kutsche anweisen. Und da wir früh auf der zweiten Station von Daventry Pferde gewechselt hatten, setzte er sich in dem Augenblicke, als der Wagen abfuhr, hinein, und rief mir zu: „Ich könne nicht weiter mitfahren, und möchte mir selbst bis London forthelfen, dort würde er alles Mögliche für mich thun.“ — Damit fuhr er fort, und überließ mich meinem Schicksale, ohne mir seine Wohnung zu sagen, oder eine andere Adresse zu geben. Ich blieb ganz betäubt stehen; alle neuen Aussichten, mit denen man mir geschmeichelt hatte, verschwanden; und ich sah ein, daß die Versprechungen dieses Mannes in Daventry nur Grosssprechereien gewesen waren, womit er sich bei Beck, den Weibern und dem Wirthen hatte wichtig machen wollen, — und der Erfolg hat meine Muthmaßung gerechtsertigt. Denn als ich diesem Priest nach der Zeit in London ein Mal auf der Gasse begegnete,

gegnete, wollte er mich nicht eher erkennen, bis ich ihm sagte, daß ich seiner nicht nöthig habe.

Was sollte ich nun thun? Wohin mich wenden? Zurück nach Conventry, oder vorwärts nach London? — Hollar, an den ich noch immer mit Wehmuth dachte, wieder einzuholen, schien mir unmöglich. In London hatte ich das Beck'sche Haus, und konnte da die Zukunft der Herzogin abwarten; denn von der versprach ich mir noch immer etwas Rechtes, und die Herzogin von Bedford fiel mir nicht ein, sonst hätte es mir ahnen können, daß ich mit den Herzoginnen kein Glück habe.

Ich ging also vorwärts nach London zu, ohne auch nur einen einzigen Farthing (Heller) Geld zu besaßen, und erreichte an diesem Tage, den 12ten July, Abends das Wirthshaus zehn Rappen in Rimes, wo die braven Wirthstute waren. Der Mann war nicht zu Hause; die Fräulein nahm mich aber wieder mit aller Herzlichkeit auf, und kam mir gleich mit dem freundlichen Willkommen entgegen: daß ich sie dies Mal nicht als Gästewirthin, sondern als Freundin betrachten; und mit ihr vorlieb nehmen möchte. Aber auch von ihr mußte ich hören, daß es ihr lieb sey, mich ohne meinen vorigen Begleiter zu sehen; denn sie und ihr Mann hätten einen Widerwillen gegen ihn empfunden.

Ich brachte diesen Abend, bei aller theilnehmenden, freundlichen Begegnung dieses lieben Weibes

Weibes; und bei dem niedlichsten Abendessen, wo mit sie mich nach einem so strengen Faststage bewirthe, sehr schwermüthig zu.

Meine Familie kam mir in den Sinn; die erst wieder fehlgeschlagene Hoffnung mit Priest, das Schicksal Hollar's, alles dieses, und selbst die Thränen meiner theilnehmenden Freundin, wirftten so heftig auf meine Seele: daß ich in der angenehmsten Gesellschaft, der ich mich je zu erinnern weiß, die traurigste Figur mache. Und nun — warum konnte ich mich nicht überwinden: von einer Freundin wie diese, die es mir so nahe legte, und die vielleicht nur um des Kimmers willen, den sie auf meiner Stirne sah, meine Freundin geworden war, ein paar Guddsen zu borgen, die sie mir gewiß mit besserem Herzen, als irgend eine Herzogin in der Welt, gegeben, und womit ich meine dringendste Sorgen getilgt hätte?

— Ich weiß es nicht; und es werden mehr solche Züge meines Charakters vorkommen, worüber ich dem Leser den Aufschluß überlassen muß. Das kann ich mir aber leicht erklären: daß, wenn es Menschen giebt, die aus falschem Stolze nichts fordern, auch andere in der Welt sind, die aus allzu großer Delicatesse nichts anbieten können. Das war gewiß der Fall mit dieser Frau. Ihre zuvorkommende Güte verleitete mich zu Neuerungen, die mir das Ansehen gaben, als ob ich nichts annehmen würde; das benahm uns beiden den Mut, — ihr, mir etwas anzubieten — und mir, etwas zu fordern. —

Ich

Ich verlaubte mich schon Abends von diesem lieben Weibe, weil ich früher nach London eilen wollte, als sie gewohnt war aufzustehen. Ich habe sie nicht wieder gesehen; aber ihr Bild bleibt mir tief eingeprägt, so lange ich lebe. Etwa fünf oder sechs Jahre darnach erkundigte ich mich nach ihr, durch einen Londoner Freund; und erfuhr, daß ihr erster Mann etwa 1774 oder 1775 gestorben, und daß sie in London wieder verheurathet sey; — ihren Namen weiß ich leider! nicht.

In dieser Nacht begegnete mir noch ein komischer Auftritt, welchen ich erzähle, weil er zu einem Gradmesser der Trübseligkeit meines damaligen Zustandes dienen kann. — Nach Mitternacht kam das Stubenmädchen aus dem Hause, eine recht artige Kreatur, ganz im Nachtanzeuge, in mein Schlafzimmer, schlug die Vorhänge meines Bettes aus einander, und brauchte keinen andern Vorwand ihres Besuches, als daß sie mich gar naiv fragte: „(For heavens sake, dear Sir!) Ums Himmels willen, lieber Herr! sagen Sie mir nur, was die Leute noch endlich mit der guten Königin Mathilde anfangen werden?“ Liebes Kind! das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich heut mit dir nichts anfangen werde, denn ich bin frank. — Nach diesem Bescheide entfernte sie sich sogleich, und machte mir früh, da ich ihr noch einen Gruß an ihre Frau auftrug, eben kein sehr freundliches Gesicht. Einige Umstände könnten den Leser verleiten, von der Frau gleiche Absichten mit ihrer Rose zu vermuthen; ich kann

kann aber mit Wahrheit bezeugen, daß ihr weder Wort noch Blick entfahren ist, der diese Meinung bestätigt hätte: Ich war doch kein ganz gemeiner Kenner in dieser Materie, und würde mich sicher ganz anders benommen haben, wenn ich so etwas gemerkt hätte.

Ich ging nun gerade nach London, wo ich noch zu rechter Zeit ankam, um mit Fränel, dessen ich schon ein Mal erwähnt habe, zu speisen. Davon wird das zwölfe Kapitel handeln; das jetzt folgende ist meinem Freunde Hollar ganz allein bestimmt.

### Elftes Kapitel. Geschichte Hollar's.

Das vorige Kapitel hat meine Trennung von Hollar erzählt, und er erscheint nun nicht mehr in diesem Werke; was ich also von der Geschichte dieses Mannes, dem ich so vielen Dank schuldig bin, theils aus seinem eigenen eben nicht sehr geschwätzigen Munde, theils aus seinen zurückgelassenen Papieren, und endlich später aus Briefen von seinem Bruder und ihm selbst, zusammen ordnen kann, will ich hier noch mittheilen.

Sein Charakter war gut, und frey von Fehlern des Herzens. Für die kleine Eitelkeit, einen reichen Plantagen-Besitzer vorzustellen, hat er schwer genug gebüßt. Hätte er diese zu rechter Zeit

Zeit einem offenherzigen Zutrauen aufopfern können, so würde ich ihn nimmermehr so tief haben sinken lassen. Sein Bruder sagt von ihm in einem Briefe: „Sein Charakter war rüchhaftig, weit aussehend und ganz ehrlich“ welcher Beschreibung auch ich bestimme, wenn ich das weit außsehend durch „reich an idealischen Vorstellungen romanhaftes Glückseligkeit“ übersezten darf. — H. war der Sohn eines Pfarrers in Schwaben, und wurde noch ganz jung als Rechnungsführer bei einem Oberamte angestellt. Vermuthlich waren es Romane, Reisebeschreibungen oder mündliche Fabeln und Erzählungen, die ihm den Vorsatz in den Kopf gesetzt hatten: durch glückliche Zufälle reich zu werden; ob durch Findung eines Schatzes, durch Goldstaub aus Mexico, oder durch Erbschaft eines auf einer wüsten Insel verstorbenen Robinsons. Das möchte ihm wohl alles gleich viel seyn; nur schien ihm sein Vaterland für diesen Zweck zu enge, und er ergriff die Gelegenheit: sich von einer zerstreuten Gesellschaft verschiedener Anverwandten eines in Batavia reich verstorbenen Landsmanns, als Bevollmächtigter in dieser Angelegenheit nach Holland schicken zu lassen, und gab darüber sein Amt auf. Zu einem solchen Geschäft taugte er nicht, und hat vermutlich in dieser Sache wenig ausgerichtet: denn er ließ sich 1766, nur kurze Zeit nach seiner Ankunft in Amsterdam, als Soldat für Surinam anwerben. Auf der Reise lernte er die holländische Sprache, und da er eine gute Hand schrieb, wurde er in Paramaribo auf die Civilrolle geschrieben, und auf

auf der Secretarie, wie die Holländer ihre Ra-  
tssachen nennen, gebraucht. Da machte er Bekan-  
nchaft mit einem gewissen Herrn Bögel von Am-  
sterdam, der mit seinen Geschwistern mehrere  
Plantagen in Surinam besaß; und dem er sehr  
wesentliche Dienste leistete: indem er ihm die  
Schriften aufsuchte, die dieser H. B. in einem Pro-  
zesse mit seiner jungen Frau zu wechseln gedenkt  
war. Diese Dienste waren um so wichtiger für  
B., und um so gefährlicher für H.: weil sich der  
Gouverneur der Frau annahm, sie öffentlich gegen  
ihren Mann schützte, und B. überhaupt wenig  
Freunde in Surinam hatte. Ich habe vielen  
Grund, zu vermuthen: daß die Frau des Herrn  
Bögel in Paramaribo, keine andere war,  
als die Madame B., welche Herr Stedmann  
in seiner Reise nach Surinam, als die Eigenthü-  
merin der schönen Sklavin, die er liebte, anführte.  
Gey es, oder nicht — H. B. fand für gut, Sur-  
inam ins geheim zu verlassen, und sich nach  
Holland zu begeben. Zu dem Ende mietete er  
ein fremdes, oder befrachtete ein eigenes Schiff,  
auf welchem sich Herr B., seine Schwester, eine  
junge, noch unverheirathete Person, Herr Mu-  
zelius, ein Onkel des Herrn B. von weiblicher  
Seite, und unser H. im Frühjahr 1771 einschiff-  
ten. Sie waren im Monat Junius in Phila-  
delphia und Neu-York, kamen im Julius  
oder August nach London, und schifften von da  
über nach Holland. Der Herr Muzelius war  
als Candidat der Theologie vor vielen Jahren nach  
Surinam gegangen, hatte, sich dort mit einer  
halb-

halbschwarzen reichen Plantagenbesitzerin zu verheirathen, Gelegenheit gefunden, und mit der Gottesgelahrtheit weiter nicht abgegeben. Er war also, da er diese Reise mit machte, ein Mann bei Jahren. Unter was für Bedingungen B. den H. mitgenommen hatte, kann ich nicht erfahren; ich finde aber in einer Rechnung des gestern, daß er auf dieser Reise 605 Fl. aus eigenen Mitteln verzehrt hat, und glaube also nicht, daß er frei mitgesfahren ist. Wenn ich alle Umstände genau zusammen halte und vergleiche, so scheint es mir, daß H. in Missres Bögel verliebt war, ihr zu Gefallen mitgesfahren ist, und sich geschmeichelt hat, sie zu heirathen: vielleicht hat man ihn auch mit Hoffnungen getäuscht. Als Liebhaber hatte er scharfe Augen, und entdeckte auf der Reise einen zu vertrauten Umgang zwischen Myjuffrouw und ihrem Onkel M., welches ihm nun freilich nicht wohl behagen konnte, und ihn zu einem Schritte verleitete, der ihn von dieser Familie trennte.

Ich finde Herrn H. in den ersten Monaten des 1772sten Jahres, auf Briefadressen als Buchhalter des Herrn Bögel in Amsterdam; und als dieser mag er aus Verdrüß über fehlgeschlagene Liebe auf den Gedanken gekommen seyn, den Brüdern seiner Ungetreuen, einen langen Brief zu schreiben, und ihnen darin den verbotenen Umgang mit seinen Anmerkungen zu entdecken. Das nahmen die Herren nicht wohl auf, hielten es für Verlämzung eines Eifersüchtigen; und H. H. verließ darüber ihr Haus, freiwillig oder gezwungen, im

im Monate April, wo uns das Schicksal auf der Schaluppe Queen Charlotte, zusammenbrachte.

Als ich das Konzept von Hollar's Briefe an die Herrn B. unter seinen Papieren fand, glaubte ich eben so wenig, als jene, an diese Geschichte; und dachte ebenfalls, H. habe sich durch seine Leidenschaft blenden lassen, und etwas zu sehen geglaubt, was nicht war: ich habe aber auf mein Nachforschen später erfahren, daß er ganz klar gesehen hat. Myjuffrouw B. hat ihn durch einen lebendigen Zeugen gerechtfertigt; und da die halbschwarze Ehehälftie des Herrn M. in Surinam, während seiner Abwesenheit starb: so konnte er seine geliebte Nichte noch in Holland heurathen, und zugleich den jungen Herrn Sohn und respectiven Better, per subsequens Matrimonium legitimiren. Hollar schrieb vor seiner Abreise von Amsterdam an einen seiner Brüder, daß er gesonnen sey, wieder nach Amerika, und zwar auf die Kolonie Berbice zu gehen; das mag er auch wohl im Sinne gehabt haben, als ihn sein Mißgeschick zu mir, und mit mir in die unglückliche Lage führte, in der wir uns zu Conventry trennten. Sein Schicksal war funfzehn Jahre nach dieser Trennung noch immer traurig genug. Ich will es ihn selbst erzählen lassen; und zugleich durch den Brief von ihm, den ich hier ohne alle Abänderung oder Sprachverbesserung mitschreibe, ein Beispiel liefern: wie man durch langen Aufenthalt in fremden Ländern seine Muttersprache

sprache verlernen kann. H. schrieb sonst gut deutsch. —

Sein letzter Brief an mich ist vom 16ten Febr. 1788. Ich habe seitdem auf meine Briefe keine Antwort mehr bekommen, und weiß also nicht, ob er noch lebt? Wenn er aber noch auf der Welt, und nicht in besseren Umständen ist, so soll er willkommen seyn, wenn er zu mir kommen will.

Abschrift eines Briefes vom Herrn Hollar an den Verfasser d. d. London d. 30sten July 1787.

Sir!

„Wenn ich die erste Nachricht von meinem Bruder erhielt, daß er Nachfrage um mich hatte von N\*. , worinne die Zeit unserer Trennung so nahe gemeldet war. Ich habe keinen Zweifel, es mußte Sie seyn. der sich nach mir erkundigte. Vielleicht die Ursache meiner so geschwinden Vermuthung war, daß Sie immer einen Theil meiner Gedanken und Erinnerungen ausmachten. Ich bewundere mit großer Dankbarkeit die göttliche Vorsehung, die Sie durch so manche Ohnfälle erhalten, wieder zu den Ihrigen gebracht hat, und nun so ferne für Sie gesorgt, daß Sie ein gemäichliches, obschon nicht überflüssiges, Leben haben, und ich wünsche Ihnen von allen meinen Herzen, Gesundheit und fernes Glück. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich nicht weniger begierig bin denn Sie, Ihre Schicksale zu wissen, und da Sie mir eine Probe Ihrer unveränderten Freundschaft

schafft und guten Herzens gaben, bei der Nachfrage die Sie nach mir machten, wenn nach allein Augenschein ich nicht hoffen konnte, in meinem Leben wiederum von Ihnen zu hören (ich danke Ihnen für die Güte sehr ernstlich); so will ich Ihnen gern gestehen, daß ich jezo hoffe, Sie werden mir bald möglichst antworten und meine Curiosität zufrieden stellen. Ich wollte lieber, daß wir zusammenkommen und unsere Schicksale uns erzählen könnten; ich würde etliche solche Tage sehr werth halten. Da aber die Hinderungen welche im Wege liegen, nicht leicht überstiegen seyn, ja es ganz unmöglich machen, so muß ich mich eben zufrieden stellen, und mit der Erinnerung vergnügen, daß es ein Mal mein Glück war Ihr Bekanntschaft zu erwerben.

Ihnen eine weitläufige Beschreibung meiner Begebenheiten zu geben von der Zeit an, daß wir das letzte Mal zusammen in Conventry waren, ist nicht wohl möglich, ich will Ihnen die Hauptumstände erzählen; viz: ich lief nach Liverpool in Hoffnung ein Schiff zu finden nach den Westindien zu gehen, blieb da ohngefähr drei Wochen fruchtlos, und mein Wirth der mir bisher kreditirte, wollte nun bezahlt seyn. Ich konnte es nicht thun, war genöthigt abzugehen, aber ließ zwei Hemden für Bezahlung, wanderte zu Fuß durch England und Schottland bis Edinburgh, und stand ungemein Mangel und Noth aus. In Glasgow ich fand einen Irlandischen Kapitän, mit dem ich nach Dublin ging, von da reisete

ich zu Fuß und ohne alle andere Speise denn Erdäpfel, ohngefähr zweihundert Meilen, bis ich nach Cork kam. Ich war nun im äußersten Elende; endlich ein Kapitän nahm mich mit ihm nach Bristol in England, und da ich arbeitete in einem Glashause vor ohngefähr sechs Wochen, meine Constitution war so ausgemergelt, daß ich wenig Kräfte übrig hätte, und nicht im Stande die Arbeit zu thun; ich war wiederum Discharged, ging denn nach Wales, kam ohngefähr in einem Monate wiederum zu Bristol ganz in Verzweiflung. Ich will nicht sagen was meine Resolution war, wenn ich am Usschmittwoch des Morgens aus Bristol ginge, ein Engländer der eine Manufaktorie von Erdenwaaren für die Zuckerhäuser hatte, traf mich an, und offerirte mir mit ihm zu arbeiten; ich ergriff diese Gelegenheit mein Leben zu erhalten, und war da etwas mehr denn zwei Jahre, ging von da zu einem Zuckerhause in Bristol, wo nach ohngefähr sechs Wochen der Buchhalter starb, und da ich mich beslissen hatte, der englischen Sprache Meister zu werden, bekam Buchhalter, war in diesem Employ etwas mehr denn fünf Jahre und ersparte mir etwas wenigstens, womit ich einen eigenen Handel anstieg und sehr gutes Glück hatte, vor etlichen Jahren aber im letzten Spatjahre, wenn ich resolvirte nach Deutschland zu gehen, von dem was ich erworben hatte, mein Leben in Ruhe zu endigen; ich sammlete alle meine Habseligkeiten zusammen, und begab mich an Bord, ein großer Sturm überzeug uns, daß Schiff scheiterte und ich sahe alle meine Hoffnungen und

die Arbeit und Sparsamkeit voriger Jahre auf ein Mal in der Tiefe begraben. Ich kam hier im Januar voriges Jahres, vertriebt von allem und wiederum so arm als ich es verließ, vor ungefähr 15 Jahren. Der Mangel den ich nun ausstehen mußte, fiel mir sehr schwer, endlich ich fand Employment als Unterschreiber in einer großen Eisen- und Zimmerhandlung, mein Salarium ist sehr geringe, kaum genug mich zu erhalten (Sie wissen, in England ist alles theuer) und hier muß ich nun stehen bis ich etwas besseres finde. Ich habe gleichwohl noch Hoffnung, daß die göttliche Vorsehung für mich sorgen will; vor ungefähr zwey Jahren ich machte für Amusement einen Versuch, Verdegreuse („Grünspan“) von Kupfer zu präpariren, welches im Kleinen sehr wohl succedirte, meine damalige Situation gab mir weder Inclination noch Zeit, diese Invention zur völligen Perfection zu bringen, oder zum Nutzen anzuwenden, nun denke ich, sobald ich kann es zu thun, aber ich muß warten bis ich im Stande bin, gegenwärtig kann ich kaum einen Schilling, und ob die kleinste extraordinarie Expences fürfallen, gar nichts pro Woche daran aufzulegen und so meine Hoffnung darin etwas zu thun ist noch ferne ab, es wäre denn, ich könnte ein mehr vortheilhaftes Employment kriegen.“

„Hier nun haben Sie ein aufrichtiges Epitome meines Lebens, welches ich noch Niemand bekannt gemacht habe. Es giebt mir ein Vergnügen, daß in Ihrem nächsten worin Sie mir Ihre

Ihre Befälle berichten werden, ich erwarten kann, eine bessere und mehr erfreuliche Conclusion Ihrer Trübsale zu lesen; mag Providenz künftighin Sie segnen und das alte Proverb an Ihnen wahr werden: Acti labores jucundi.

Die Affaire des Herrn Muzelius und Miss Bögel war eine Neuigkeit zu mir, ich habe nichts mehr von ihnen gehört, seitdem ich von Holland kam, ob Sie etwas ferneres von ihnen wissen, ich bitte berichten Sie mich gelegentlich.

Es würde Ostentation oder mehr Schwachheit scheinen, Ihnen meine Dienste hier zu offeriren, nachdem ich Sie so offenherzig berichtet habe, wie es mir steht; doch, ob Ihr Amt oder die Geschäfte eines Ihrer Freiades etwas hier in England erforderten, das ich thun kann, sie mögen sich auf meine Dienstwilligkeit verlassen; ich muß Sie bitten mein incorrect teutsch Schreiben zu vergeben, ich habe sehr wenig darin geschrieben seit sechzehn Jahren.

Ich befehle Sie dem Schutze des Allmächtigen, und mich Ihrer fernern Freundschaft und bin, ohne viele Complimente, aber mit so viel mehr Aufrichtigkeit

Dero

gehorsamer Diener  
H.

Zwölftes Kapitel.

F r à n k e l.

---

Es war Nachmittags, als ich in London ankam. Ich eilte zu Beck's Wohnung auf St. Marie Axe, und mußte durch die Straße gehen, wo Frankel wohnte; ich wurde hier durch dieses Mannes Bedienten angehalten, und zum Essen gebeten, welches schon auf dem Tische stand. Als ich eintrat, bewillkommte mich Frankel mit den Worten: „Der Himmel hat Sie in einer guten Stunde durch diese Gasse geführt, denn wir haben nicht allezeit so gut zu essen wie heute. Ich sah mich durchs Fenster nach einem Gaste um, weil ich, wenn ich was Gutes habe, es nicht allein genießen kann. Da kamen Sie daher spaziert, beschmutzt und bestaubt; ohne Zweifel auch hungerig und durstig. Nehmen Sie Platz; bei der Bouteille will ich Ihre Abentheuer anhören, von denen mir Oppenheimer schon etwas gesagt hat. Wir haben Wein, und bei meiner Seele! keinen schlechten. Burgunder, aus dem Keller eines der größten Männer in England; und auch dieses Essen ist von ihm.“ Mistress Frankel leistete uns Gesellschaft. Der Herr vom Hause ließ seiner Laune, die unerschöpflich war, freien Lauf, und ich war wie im Himmel, daß ich mich wieder unter guten bekannten Menschen befand, bei einer guten Mahlzeit, ohne für die Bezahlung sorgen zu dürfen. Der Burgunder that seine Wirkung, und heiterte mich

mich auf; ich erzählte meine ganze Reise, denn dies waren nicht Leute, vor denen ich mich zu scheuen hatte; und so mit dem Essen, Trinken, Erzählen und immer wieder Einschenken, (denn der große Herr hatte sechs Bouteilles des besten Burgunders geschickt) wurde es Abend, und Fränel mußte mich diese Nacht bei sich beherbergen, weil es zu spät war, zu Füsse auf St. Marie Åre zu gehen. Mistreß Fränel war verlegen, wie wir uns bis zum Schlosengehen die Zeit vertreiben würden, und brachte ein L'hombré in Vorschlag, wenn auch nur ganz um nichts. — „Ganz recht“ sagte Fränel „denn wir können einander so nichts abgewinnen; aber wer wird die Karte bezahlen? Ich will des Teufels seyn, wenn wir alle drei, und mein Diener Süßkind dazu, so viel baares Geld zusammen bringen, daß wir eine Karte kaufen können“ — und er hatte recht. Alles dieses erzählte ich, nicht, als etwas wesentliches, sondern hauptsächlich, weil ich bei dieser Zusammenkunft mit Fränel meine erste Idee von dem Plane fasste, den ich nachher einschlug. Fränel riet mir, gerade wieder in mein altes Quartier zu Quaint zu gehen, und auf Beck gar nicht zu bauen, hingegen den Herrn Botschaftern, an die ich Briefe mit nach London gebracht habe, in allen Gassen und Winkeln aufzupassen, und ihnen nicht vom Halse zu gehen, um wenigstens von ihnen das Reisegeld zur Rückreise herauszupressen. Er wollte sogar meine ganze Geschichte in eine von den täglichen Zeitungen eindrücken lassen, und den Herzog von Northumberland

Land so gut, wie die Minister, denen ich empfohlen war, anfordern, mir wieder aus England zu helfen. Fürs Erste sollte ich aber noch ein Mal mit einem jeden ernstlich reden. Fränel hatte ein besonderes Talent, deutsche Provinzial-Mundarten nachzuahmen, besonders die Ostreichische. „Herr — sagte er — ich bitte Sie um Alles in der Welt: ehe Sie zu jemanden gehen, legen Sie den Anstand eines Fußgängers auf der Landstraße ab, der Ihnen jetzt noch anklebt. Mit dem Gesichte, mit dem Sie heute hier eintraten, müssen Sie zu keinem Menschen gehen. Das Elend sieht Ihnen auf der Stirne, wie der Staub auf Ihrem Ärmel; und so eine Figur findet nirgend Gehör; man sucht Ihrer wieder los zu werden, noch ehe Sie an zu reden fangen; und dann, fügte er im Ostreichischen Dialekte hinzu: „Wascht's enf, kampt's enf, betts...a Vater unser, und dann gehts hin und bringt's euwre Sach an, und stehts fest wie a Batterie Stöckl.“ —

Mr. Fränel, (ich glaube, er hieß Salomon mit dem Vornamen) war von Berlin, sechs Fuß zwei Zoll hoch, wohl proportionirt gewachsen, und mochte damals etwa funfzig Jahr alt seyn. Er hatte einen guten natürlichen Verstand, ein gutes Herz, viel Witz und komische Laune, und eine besondere Gabe gut zu erzählen; er war viel gereiset, und reich an Anekdoten aller Art. Diese Eigenschaften besaß er noch alle, als ich ihn kennen lernte; aber 30,000 Psd. Sterlinge, die er besessen hatte, besaß er nicht mehr. Er war

war im siebenjährigen Kriege erster Intendant aller Lazaretthe der alliirten Armee, und hatte großes Vermögen erworben, und großen Aufwand gemacht. Seine Frau sagte mir, daß sie des lutherischen Superintendenten von G. Tochter sey; daß ihr eigener Vater sie mit ihm kopulirt habe, ohne zu wissen, daß sein Schwiegersohn ein Jude sey. Er habe damals, als Bettlieferant der englischen Armee, großen Staat gemacht; Niemand habe ihn für einen Juden gehalten, und sie selbst habe erst in England erfahren, daß er kein Christ sey; aber deswegen nicht aufgehört, ihn zu lieben. Diese gute Frau, die noch nicht ohne Reize war, arbeitete Tag und Nacht, um etwas mit der Nadel zu verdienen; denn außerdem bestanden die ganzen Einkünfte des Mr. Frankel's in dem, was ihm seine Gönner und Freunde ins Haus brachten oder schickten; denn er selbst ging nicht aus, als Sonntags, und das aus den nämlichen Gründen, aus welchen der Zugang zu ihm mit so vielen Umständen verknüpft war, als die Aufnahme in eine Freimaurer-Loge. Man mußte drei Thüren und eine finstre Kammer passiren, ehe man in sein Zimmer kam; die ersten zwei Thüren waren mit Schublöchern versehen, um an der Figur des auswärtigen Gastes abzunehmen: Ob er nicht etwa von Gerichts wegen erschien, um sich der Person des Herrn F. zu bemächtigen; denn die Zahl seiner Schulden hieß Legio. — Dessenungeachtet hatte er doch immer Besuch, und zwar meistens von großen und angesehenen Leuten, die ihn gern schwäzen, und die Regierung apostrophiren

phiren hörten. Er sagte, daß er noch 10,000 Pf. Sterling auf seine Rechnungen aus dem siebenjährigen Kriege von der Nation zu fordern habe, und wußte der Sache einen Anstich zu geben, daß sich selbst Parlaments - Mitglieder seiner Bekanntschaft für ihn verweydet hatten, aber fruchtlos. Die englische Sprache war ihm so, wie noch mehr andere, geläufig, und er verstand so gut die Herzen der Engländer zu führen, und war so wenig blöde zu fordern, daß ich selten einen Gentleman oder Gentleman von ihm geben sah, der nicht einen Beweis englischer Freigebigkeit hinterlassen hätte.

Und dieser Mann ist, etwa zwei Jahre nach meiner Abreise von London, auf der Gasse gestorben, und zwar auf diese Art: Fränel war frank; der Hausherr begehrte seinen Miethzins, und wollte ihn herauswerfen; Mistress Fränel lief in dieser Roth eiligt in eine Seidenhandlung, wo sie noch Kredit hatte, und nahm für etliche Pfund Atlas, um ihn sogleich wieder zu verkaufen, und den hartherzigen Miethsherrn zu befriedigen. Als sie zurück kam, fand sie das Bett ihres Mannes mit ihm auf der Gasse, und ihn zwar in den letzten Zügen, aber doch noch so stark, daß er ihr erklären konnte: Er wolle in dem Hause eines solchen Mannes wie dieser, welcher gegenwärtig war, nicht sterben, und habe daher selbst befohlen, ihn auf die Gasse zu tragen — und nun verschied er. — Noch eine Anekdote, als einen Beweis von der *Vis comica* dieses Mannes, welche mir sein alter Bedienter Süßkind

find erzählt hat. Er war ein Mal in Prag, und hatte viel Geld und Juwelen bei sich; ein gemeiner Jude wollte ihn bestehlen, schlich sich inden Frankel:emand bis an die Treppe begleitete, in sein Zimmer, und verbarg sich in einen großen Kleiderschrank, weil er wußte, daß Frankel bald ausgehen würde. Inzwischen kam aber noch eine anderer reicher Jude aus Frankfurt, Frankel zu besuchen; welcher einen Schnack erzählte, mit so viel Laune und Nachahmung der Stimmen bekannter Juden: daß der versteckte Spießbube sich nicht enthalten konnte, überlaut zu lachen; und somit entdeckt wurde.

### Dreizehntes Kapitel.

#### A b r e i s e v o n L o n d o n .

Am 15ten Julius betrat ich zum ersten Mal das Haus des Herrn Beck auf der Gasse St. Marie Axe. — Habe ich mir jemals Mahler-Talente gewünscht, so wäre es jetzt, aber nur Hogarth's Pinsel könnte mir dienen. Da ich aber weder Mahler noch guter Erzähler bin, so muß der Leser auf eine treffende und vollständige Beschreibung der Wirthschaft, die ich in diesem Hause fand, Verzicht thun.

Die erste Aufnahme war ganz in der Ordnung. — Ich fand an der Haustür auf einem messingenen wohlpolirten Schilde den Namen Meßes

ses Beck; ich klingelte; es erschien ein jünger Mensch, den ich nach seinem Anstande und seiner Kleidung für den Hausknecht ansah, der aber, wie ich nachdem erfuhr, ein naher Herr Bester vom Hauspatrone war; der führte mich in ein Visiten-Zimmer zu ebner Erde, welches ganz leidlich möblirt war; und in wenig Minuten erschien Mistress Noel, auch eine Schwägerin des Herrn Beck, ein junges schönes Weib. Einige Leser werden sich wohl noch eines Noel's erinnern, der in der Welt herum zog, sich auf dem Pantalon hören zu lassen; der war ihr Mann, und dermalen abwesend.

Ich übergab ihr den Brief von ihrem Schwager; sie las ihn, stutzte, und sagte endlich: „Jun, mein Herr! Sie können hier bleiben, weil es mein Schwager so will; wir werden sehen wie wir uns behelfen, bis Mr. Beck zurückkommt.“ — Nun ließ sie mich allein, und kündigte mich dem übrigen Haushesindel an, das ich denn auch bald kennen lernte. Es bestand, außer Mistress Noel, in ein Paar russigen Bengeln, deutschen Juden und Betttern vom Hausherrn, in ein Paar großen handfesten Christenmägden zur Bedienung und anderm Gebrauche, und in den Kindern des Mr. Beck — Jungen und Mädchen, wovon das älteste etwa zehn Jahr alt war. Von den Parfum-Waaren, die die Billets verkündigten, welche Herr Beck auf seiner Reise austheilte, war nichts zu riechen oder zu sehen, weder Wholesale (im Großen) noch Retail (im Kleinen); ja ich glaube

glaube nicht, daß außer der Toilette der Mistress Noel ein Tropfen oder Korn im Hause war, das einem Parfum glich, — der Geruch zeigte vielmehr vom Gegentheile; die Kinder waren rosig und fräsig. Außer dem angezeigten Besiten-Zimmer war keine menschliche Wohnung mehr im Hause; die übrigen Stuben glichen Ställen, und enthielten allen möglichen Schmutz, so wie man ihn immer bei dem gemeinsten deutschen oder polnischen Juden finden kann.

Ich blieb in dem beschriebenen Sprachzimmer, las, schrieb, und erwartete geduldig die Mittagsmahlzeit, welche in manchen Häusern um sechs Uhr erst aufgetragen wird; aber in diesem Hause war, wie ich spürte, gar keine Stunde bestimmt; ein jeder lebte auf seine Faust; die Kinder liefen in die Küche, und stopften sich mit Erdäpfeln; Mistress Noel hatte noch etwas vom vorigen Tage, das sie auf ihrem Zimmer, einer Art von Taubenschlag, verzehrte; mich würdigte Niemand der Frage: Ob ich gegessen hätte? viel weniger: ob ich essen wollte? — und so blieb es bis Abends nach acht Uhr, da sich alles Gesindel des ganzen Hauses, und noch einige Gäste, in dem Zimmer wo ich war, versammlete. Mistress Noel fragte mich: Ob ich die ganze Zeit zu Hause geblieben wäre? und da sie erfuhr, daß ich noch nichts gegessen hatte, war sie so artig, mir für sechs Pence Pickel-Saumon (ein marinirten Lachs) holen zu lassen. Nun kam auch ein alter Susan-Bruder, Mr. Jacobs, aus dem Stamme Levi,

Levi, der sich eine von den zwei Vigaro's, die man mir als Dienstmägde aufgeführt hatte, die aber, wie ich sah, Sis und Stimme neben ihrer Herrschaft behaupteten, zu seiner Susanna auserlesen hatte, ohne Furcht vor gleichem Schicksale als seinem biblischen Vorgänger wiederfuhr. Nach elf Uhr äußerte ich Lust zum Schlafengehen — und siehe da, man erwies mir die Ehre, mich an die Seite des ältesten jungen Herrn vom Hause — der Moses, wie sein Vater, hieß — zu placiren. Dagegen protestirte ich feierlichst, und bat, mich auf den Stühlen des Zimmers, wo wir waren, ruhen zu lassen; — abgeschlagen — mit dem Bedeu-ten, daß in diesem Zimmer die ganze Nacht Ge-sellschaft seyn werde, welche keines Zeugen be-dürfe. —

Das war die schlimmste Nacht meines Lebens. In einer heißen Sommernacht unter dem Dache, an der Seite eines rüstigen Judenbubens. Ich traf zwar Anstalten, daß Anstecken zu verhüten, und befestigte zwischen ihm und mir eine Scheide-wand; allein eine Legion Insekten in verschiedener Uniform, kehrte sich nicht daran, und jagte mich gar bald aus dem Bette. Ich setzte mich auf eine alte Kiste, das einzige Stück Möbel dieses Schlaf-gemachs, und war auch da nicht sicher vor den besagten Blutsaugern, welche aber den Schlaf des jüngern Herrn Moses Beck keinesweges störten. Sein Kopf und Rumpf ruhete sanft, nur Hände und Nägel waren in beständiger Bewegung. Früh Morgens, so bald sich nuremand im Hause regte,

regte, nahm ich die Flucht, und retirirte mich zu meinem Freunde Quint.

Herrn Beck sprach ich nach seiner Zurückkunft noch ein paar Male; er war noch immer sehr freundschäflich, aber — er konnte mir kein besseres Quartier geben, als sein eigenes, und zu essen nur alsdann, wenn er selbst etwas hatte. Mr. Priest und Herr Beck sollen lange leben! Ihnen verdanke ich meine Rückkehr von Conventry.

Mr. Quint empfing mich ganz freundlich; sein erstes Wort war: „Ich weiß alles, aber, wenn Sie Abends in den Club kommen, müssen Sie standhaft leugnen.“ — Was denn mein lieber Quint? — „Ihnen, daß Sie auf der Landstraße zu Fuße gegangen sind; der Nachbar Jackson, der Lümmel, hat Sie und Hollar hinter St. Albans mit einander wandern sehen.“ Das war also schon verrathen. Quint nahm es aber auf der besten Seite; er glaubte, daß ich diesen Spaziergang unternommen habe, um mir den H. mit den leichtesten Kosten vom Halse zu schaffen, und lobte mich deswegen; denn sein Widerwille gegen diesen Menschen war unauslöschlich. Ich hatte ihm zwar nie gesagt, daß ich auf Kosten des H. lebte, aber wohl hundert Mal zugeschworen, daß H. nicht auf meine Kosten lebe, damit aber nichts ausgerichtet; Quint behauptete, dieser Mensch könne in seinem Leben nicht Hundert Guineen besessen haben; und lachte mich aus, wenn ich

ich ihm von Besitzungen in Surinam reden wollte; kurz, alle meine Mühe, die Ehre eines Mannes zu vertheidigen, dem ich so viele Verbindlichkeiten schuldig war, ging bei Quint verloren. Hingegen gestand er jetzt offenherzig, Geldmangel bei mir wahrgenommen zu haben; und setzte hinzu: „so lange H. bei mir gewesen sey, hätte er mir nichts angeboten, und wenn wir beide verhungert wären: aber jetzt könnte ich allezeit auf ein paar Guinéen rechnen, wenn ich ihrer bedürfe.“ Diesen Antrag benützte ich auf der Stelle, und nahm vom Quint so viel Geld, als ich brauchte, unsere versezten Sachen einzulösen. Davon verkaufte ich mit Beistand Oppenheimer's so viel: daß mir noch einige Guinéen übrig blieben, und ich meinen Mantelsack mit so viel Kleidern und Wäsche erhielt, als ich brauchte, an jedem Orte anständig zu erscheinen. Indessen mußte ich doch bei meinem Abschiede von London dem Mr. Quint, laut der Quittung, die ich vor mir habe, noch sieben Pfund dreizehn Schilling für Miethzins schuldig bleiben; die ich ihm aber noch vor Ablauf des Jahres 1772 richtig übermachte, und dagegen die besagte Quittung, nebst einem sehr verbindlichen Briebe, von ihm erhielt. Ich reinigte mich nun von dem Schmuse meiner Reise, und des Beelischen Hauses, und verlor nach und nach das Landstreicherische Ansehen, das Fränel an mir gerügt hatte. Meine Thatkraft stellte sich nun wieder ein, Geist und Körper setzte sich in Bewegung, und fing an nach Hülfe zu streben. Erst machte ich noch ein Mal die Runde nach Northumber-

lands Hause und zu den vortrefflichen Herrn Botschaftern; — es war aber überall noch das Alte — keine Briefe — keine Nachricht — Niemand zu Hause — nicht vorgelassen u. s. w. bis zum 26sten Julius, da ich den Comte de Guines zu Hause, und noch eben so gesinnt antraf, wie ehem. Er erinnerte mich an seine Prophezeihung, daß ich von der Herzogin keine Antwort zu hoffen hätte, und bot mir auf das Neue Empfehlungen nach Paris an. — Diese nahm ich, und bekam in einigen Tagen von ihm einen Brief: A Monsieur Gérard, Chef du Bureau des affaires étrangères, à Versailles. Wie ich dahin kommen würde, das wußte ich zwar noch nicht — aber ich blieb einem meiner Grundsäze treu, der ungezweifelt im Ganzen richtig ist, und insbesondere bei mir damals alle Bedenklichkeiten überwiegen mußte. Ich ließ mir nähmlich nicht das Mindeste von irgend einem Mangel an Mitteln zu leben, oder zu reisen, merken. Es ist ein sehr wichtiger Unterschied, vor jemand als ein armer Teufel zu erscheinen, und als ein solcher andern empfohlen zu werden: oder als ein Mensch, von dem man nicht weiß, ob er in den Umständen ist, daß er sich alles muß gefallen lassen? Ich war des Herabsinkens in der Achtung des Grafen so gewiß, wenn ich ihm meine Armut merken ließ: daß ich nichts von ihm angenommen haben würde, wenn er mir unter dem Titel eines Geschenks, auch ungebeten, etwas angeboten hätte. Die Festigkeit, mit der ich auf dieser Säze beharrte, und die Erhaltung anständiger

diger Kleidung und Wäsche, hat mir sehr gedient, und gewann damals in mir noch mehr Kraft, weil ich durch die Reise nach Conventry und zurück, aus Erfahrung gelernt hatte: daß ein Mann mit einem Körper, sechs Fuß hoch, der gesund ist, auch wohl bei geringer Rost fünfzig Meilen zu Fuß reisen kann, ohne davon zu sterben.

Der Graf ließ mich den Brief an Mr. Gerard lesen; er war mir recht. „Ich wurde, als ein für den Dienst Se. Majestät in mancherlei Fächern brauchbarer Mann empfohlen, meine Kenntnis von verschiedenen Höfen gepriesen, und den Erfahrungen des Grafen gemäß angegeben: er kenne mich schon einige Zeit, und hoffe, daß ich seiner Empfehlung Ehre machen werde.“ Unten einige Zeilen Chiffre. —

Das war also nun meine ganze Hoffnung, und meine ganze Baarschaft etwas noch über zwei Guineen, womit ich mir bis nach Paris zu kommen getraute.

Ich schickte meinen Mantelsack mit der Landkutsche voraus nach Dover, und machte mich den dritten August wieder auf die Beine, mit einem Hemde und einer Nachtmütze in der Tasche, ohne vom Quint Abschied zu nehmen; denn ich wußte, daß er mich nicht fortgelassen hätte. Von London bis Dover blieb ich nur eine Nacht unterwegs, und kam da glücklich und ohne alle Beschwerde an.

Vierzehntes Kapitel.  
Reise von Dover bis Paris.

---

Von London nach Dover hatte ich ungefähr vier Schillinge verzehrt; hier hatte ich Fracht für meinen Mantelsack von London, sechs Schillinge zu bezahlen, und das war nicht genug; der Mantelsack mußte ins Zollhaus gebracht, und damit andern sechs Schillingen verzollt werden. — Die Ueberfahrt nach Calais kostete auch eine halbe Guinée. Wir fuhren bei gutem Winde und Wetter in etwa 4 Stunden hinüber; und wie wir nicht weit mehr vom Lande waren, kamen Boote, die Passagiers und ihre Bagage abzuholen: weil man uns vorlog, das Schiff würde nicht hier, sondern in Dünkirchen anlegen. Dieses Postscript an die Ueberfahrt kostete auch drei Livres de France. Sobald wir an das Land kamen, bemächtigten sich ein Haar Kerl meines Mantelsackes, den Einer gar wohl hätte fortbringen können, und trugen ihn in einen ansehnlichen Gasthof, begehrten da mit aller französischen Höflichkeit drei Livres für ihre Mühe, und bekamen dies Mal von mir mit deutscher Grobheit nur einen Livre; mit dem ich nicht losgekommen wäre, wenn ich nicht Uniform unter meinem Ueberrocke hätte hervorblitzen lassen.

Man berichtete mich auf meine Nachfrage, daß ich meinen Mantelsack noch hent auf die Diligence müsse

müsse bringen lassen, wenn er des andern Morgens mit derselben nach Paris abgehen solle; welches Geschäft ich auch also bald, wieder mit einigen Unkosten, abthat, und mich sehr zufrieden von dem Bureau der Diligence zurück in mein Hotel verfügte: weil man mir da gesagt hatte, ich möchte in Paris meinen Mantelsack au grand Cerf, fauxbourg St. Denis, abholen lassen. Dieser Grand Cerf tilgte in mir die große Sorge, wo ich in Paris abtreten könnte? denn ich dachte mir da den großen Hirsch als einen lebhaften Gasthof, in dem mir der bloße Anblick meines Mantelsackes die ersten Tage Kredit verschaffen würde.

Das Haus in Calais, woren man mich umgefragt geführt hatte, hieß: La Cour de Londres, gleich neben dem, aus Sterne's Reisen so bekannten Herrn Pierre Dessein. Der Wirth, Herr J. D. Dwyer, nennt es in seinen Zetteln „A most elegant and well furnished House, with the best Larder the Town can afford.“ — Ich habe nichts dagegen, aber so wenig ich auch von diesem Larder (Speise-Borrath) Gebrauch machte: so musste ich doch den 6ten August, als ich früh von Calais schied, 5 Livres 13 Sous bezahlen, und fand nun, nach genauer Untersuchung, in meinem Beutel nicht mehr als noch 3 Livres 10 Sous. Mit diesen wanderte ich bis nach Boulogne, und kam Abends da an, als die ganze schöne Welt dieses Orts auf einem großen sehr angenehmen

men Spaziergange vor der Stadt versammelt war. Ich setzte mich da, mitten unter sie, auf eine Bank, und sah mit schwerem Herzen die Leute meistens munter und lustig bei mir vorbei auf- und abgehen. Aber — unter allen keine Seele, die so patriarchisch gesinnt war, mich zu sich zu nöthigen, und mir ein Fußbad, etwas Gebäcknes und einen Kalbsbraten anzubieten, wie in alten Zeiten Lot und Abram. Ich wollte also nur hier den Staub von meinen Füßen schütteln, weiter gehen, und mir jenseits der Stadt ein Lager auf einem Heu- oder Kornhaufen aussuchen: da stand aber eine Gastwirthin vor ihrer Haustür, und erinnerte mich mit vieler Höflichkeit „dass ein Gewitter am Himmel stände, dem ich mich doch nicht aussessen, sondern lieber bei ihr einföhren möchte.“ — Was konnte ich thun? ein so artiges Kompliment von einem Weibe, die eben nicht häflich war, überwog die andern Bedenklichkeiten; ich trat ein, erfrischte mich mit einer Bouteille Wein, Gallat und Eiern, und schliess hier zum letzten Male auf einer Matratze sanft und ruhig bis Morgens früh um 6 Uhr. Nach gepflogener Abrechnung blieb mir hier noch 1 Livre 6 Sous, und nun war es Zeit, ernstlich auf gute Wirthschaft zu denken; denn ich hatte noch gar einen weiten Gang bis Paris; 52 Lieues de France, welches so ungefähr 26 bis 28 deutsche Meilen betragen mag. Ich entblößte mich hier mit geprüftem Vorsatz von allem baaren Gelde, um mich der Versuchung, irgendwo einzukehren, gar nicht mehr auszusetzen; ich kaufte mir für den Rest meines Geldes Brod und

und etwas Weinessig, wozu mir die Wirthin eine kleine Flasche gab, um mich im Nothfall bei der großen Hitze damit zu laben; auch versah ich mich mit einem Trinkglase, um Wasser damit zu schöpfen, und that nun Verzicht auf alle menschliche Hülfe bis Paris.

Ich nahm mir vor, mein Brod so einzutheilen, wie die Schiffer den Zwieback, wenn es an Lebensmitteln gebricht; gerade in der Landstrasse fortzuwandern, mich an keinen Menschen zu wenden, der mich nicht selbst aufforderte, und es darauf ankommen zu lassen, wie lange es meine Kräfte aushalten würden. Sollte ich so schwach werden, daß ich nicht weiter könnte, so wollte ich mich auf den Platz, wo dieser Fall eintrate, nie verlegen, und das Weitere ruhig abwarten.

Diesen meinen Vorsatz habe ich, in so weit der Erfolg es erforderte, treulich ausgeführt, und mich von Boulogne bis Paris nur mit drei Menschen förmlich in ein Gespräch eingelassen, unter welchen einer war, dem ich danken und ehren werde mein Lebelang. Man muß das nicht so verstehen, als ob ich allem Gebranche meiner Sprachwerkzeuge entsagt hätte. — Die Hitze war groß, und mein schwerer, mit zwei Röcken überzogener, Körper fand auf der Chaussee nicht überall Brunnen; ich forderte also, wenn ich durch Dörfer ging, und Menschen sah, bisweilen ein Glas Wasser, und bekam es allezeit mit vieler Bereitwilligkeit; wurde auch in Frankreich über meine Reise

zu Fuß nirgend verspottet wie in England, sondern mit aller Höflichkeit behandelt; man gab mir überall was ich verlangte: und konnte mir freilich äußerlich nicht ansehen daß ich nur Wasser trank, weil ich keinen Wein bezahlen konnte, und in kein Wirthshaus ging, weil ich kein Geld hatte. Außerdem badete ich mich auch, wenn ich Gelegenheit dazu fand, und trocknete abwechselnd meine zwei Hemden.

Ich ging diesen Tag, den 7ten August, bis in die Gegend Montreuil, wo ich auf einem Getraidehaufen übernachtete. Als ich auf dieser Tagereise in der Mittagsstunde die erste zugeschnittene Portion meines Brodes verzehrte, und mich zu dem Ende an einen klaren Silberbach, den ich von einer Brücke herab, erblickte, setzen wollte, so fand ich da einen Mitgäst, der eben so wie ich, zwar ein gröberes, aber noch weit schwärzeres Stück Brod als das Meinige, verzehrte, und sich mit einem hölzernen Becher Wasser dazu schöpste. Solamen miseris, socios habere malorum! Der Mann fing ein Gespräch mit mir an, sagte daß er von Sames sey, auf der Chaussee am Wegbau arbeite, und jetzt eben seine Mittagsruhe halte. Das war ganz wahrscheinlich. Aber er mochte befürchten, ich möchte mich durch den Schein verleiten lassen, zu glauben, daß seine Mahlzeiten täglich nur in Brod und Wasser beständen; darüber wollte er mich eines bessern belehren, und machte mir eine recht leckere Beschreibung von den fetten Pickeniques, die er und seine vorneh-

vornehmen Freunde in Samess einander alle Abend zu geben pflegten. Der eine war Huisier, der andere Concierge, der dritte Marquillier u. s. w. Und in diesem armen Tagelohner war vielleicht eines der größten Genies für die Dichtkunst versteckt: denn so mahlerisch und lebhaft, als er die Figuren und den Geschmack eines Ragout von jungen Kaninchen, einer Pouarde mit Austern, kleiner Pastetchen und gebratener Rebhühner, mit und unter dem Genusse seines schwarzen Brodes zu beschreiben wußte, habe ich noch nichts gelesen oder gehört. Er schritt von den Speisen zu den kostlichen Weinen, die er und seine Freunde außer dem gewöhnlichen Tischtrank zu trinken gewohnt waren, wußte sie alle richtig zu nennen, und machte mir endlich beim Desert mit einer vortrefflichen gewürzhaften Melone den Mund so wässrig: daß ich mich und ihn beklagte, weil wir diesen Mittag von alle dem nichts hätten oder hoffen könnten. Cela ne fait rien, Monsieur! si vous voulez être de la partie, vous n'avez que rester ici jusqu'au soir, je revi endrois alors vous prendre avec moi. Dafür bedankte ich mich gar schön, und setzte meine Reise fort. Den 8ten lag ich bei Abbeville wieder unter freiem Himmel, und ging am andern Morgen etwa gegen 11 Uhr durch die einzige Gasse eines langen Dorfes, wo ich einen Mann an seiner Thür fand, die gerade von der Straße in sein Wohnzimmer führte. Diesen Mann sprach ich um ein Glas Wasser an; er nothigte mich herein, deckte stillschwei-

schweigend ein grobes Tischtuch auf, stellte Butter, Käse, Brod und einen Krug Apfelswein hin, und bat mich, vorließ zu nehmen. Dieser redliche Franzose war ein Tischler, dessen Frau vor etlichen Wochen erst gestorben war, und der mit drei kleinen Kindern, wovon das älteste 5 Jahre hatte, seine Haushaltung allein fortsetzte. — Es war da ein Bücherschränk, worin lauter einzelne Theile französischer Uebersezungen standen, als: von Amyot's Plutarch, vom Tacitus des D'Abancourt, vom Homer der Daci er ic., welche er alle gelesen hatte, und fast auswendig wußte. *Artes e molliunt mores.* Möchte doch dieser gute Mann in der Welt wenigstens so bekannt seyn, wie ein anderer französischer Tischler, der Maitre Adam! — Ich fragte nicht nach seinem Namen, denn ich konnte damals nicht denken, daß ich Gelegenheit finden würde, seiner öffentlich zu erwähnen; aber sein Andenken wird in mir nimmermehr verlöschen. Das waren zwei von den Leuten, denen ich auf dieser Reise Rede stand; mit dem dritten kam ich, wo ich nicht irre, hinter Autenil, zusammen. Ich hatte den 9ten August mein gewöhnliches Nachtlager hinter Bois gehalten, und kam den 10ten Mittags an eine Abtey, oder ein Kloster, welches eine vortreffliche Lage hatte. Vor der, in gutem Style gebauten, Fronte des Hauptgebäudes, ruhete zwischen den alten Linden ein Dach auf Pfeilern, worunter ein gemauerter Brunnen stand, mit steinernen Bänken und Tischen umgeben, der Fußboden mit Quadersteinen gepflastert. Hier wollte ich trinken und aus-

ausruhen, und traf da einen Menschen, der, wie ich hernach sahe, ein Reisender zu Fuß war, so wie ich: nur daß er dahin wanderte, wo ich herkam. Der Mensch hatte eben seine Mittagsmahlzeit verzehrt, und steckte ein Stück weisses Brod, das ihm übrig geblieben war, in die Tasche, nahm die Schüssel, die er geleert hatte, und trug sie zur Abtey, klingelte, und ein Frater kam, der sie ihm abnahm. Nun kam er wieder zum Brunnen, setzte sich neben mich, zog seine Uhr heraus, besehieb sie, und fragte mich endlich, da er sah, daß ich nicht geneigt war das Gespräch anzufangen, englisch: Ob ich ein Engländer sey? Meine Antwort überzeugte ihn vom Gegentheil; also fragte er weiter: Sie sind aber doch kein Franzos? „Nein, Sir! ich bin ein Deutscher.“ — Sehr gut! Hören Sie mein Herr! den Pfaffen in Frankreich muß man nichts schenken. Sehen Sie! ich habe Geld „(hiermit zog er einen Geldbeutel heraus, worin zwölf bis funfzehn Louisdor seyn konnten)“ aber wenn ich bei einem Kloster vorbei gehe, so lasse ich mich speisen, und spare mein Geld; das ist der Pfaffen Pflicht, und die Rascals (Schurken) sind so zu sonst nichts nütze auf der Welt.“ — Das war nun ein Wink, den ich in der ersten Aufwallung sehr zu Herzen nahm, und sogleich zu benutzen gedachte. Der Engländer war kaum fort, da ging ich zu der Pforte, wo er die Schüssel abgegeben hatte — aber — da stand ich — streckte wohl zwanzig Mal die Hand aus um zu läuten, und zog sie auch eben so viele Male zurück, weil es mir unmöglich war. Es überzog mich eine unzeitige

tige Schaam; für meinen damaligen Zustand eine wahre mauvaise honte, die mich innerlich ängstigte, und mir die Hände band. Ich ging wieder an den Brunnen, predigte mir alles, was die Vernunft zum Besten meines Magens sagen konnte: Die Unwahrscheinlichkeit, bis Paris auszudauern — die günstigen Umstände, daß kein Mensch zugegen war, daß mich die Mönche nicht kannten, und niemals wieder sehen würden. — Alles umsonst! Ich ging zwar noch einige Male an die Pforte, es kam aber Niemand heraus, und mir war es nicht möglich die Glocke zu ziehen. — Dieser Streit mit mir selbst, und diese Unentschlossenheit dauerte so lange, bis die Kloster-Uhr zwei schlug. Nun, dachte ich, ist so nichts mehr zu thun; die Essenszeit ist vorbei. Ich war dessen mehr froh, als unzufrieden, und zog ab, wieder auf die Landstraße, auf der ich diesen Tag noch ein Stück weiter als Beauvais wanderte, und in einem gastfreien Hause Korngarben, ohne Magendrücke, sanft einschlief. Die Vorwürfe, die ich mir auf dem Wege zum Zeitvertreibe machte, waren ungefähr folgende: „Also ist es alles einerlei, ob du durch eine Sandwüste in Arabien, oder durch ein kultivirtes, volfreiches Land reisest? Wie mancher Reisende im Orient preiset sich glücklich, wenn er nur ein bewohntes Dorf antrifft, hätte er auch keinen Sous im Vermögen; und du gehst täglich durch zwanzig Städte und Dörfer, wo Neiverlust ist, an den du als ein bedürftiger Mensch Anspruch hast, und willst ihn nicht geltend machen? Ich nannte mein Verfahren thöricht, fragte mich

mich: Warum ich ein Glas Wasser fordern könnte, und nicht Brod? Warum ich eine Herzogin von Bedford schriftlich um eine Guinée bitten könnte, und mündlich nicht einen Mönch um einen Teller Essen? — Ich sah ganz wohl ein, daß ich Unrecht hatte; fand aber auch, daß der Widerwille in mir selber sehr mächtig seyn müsse, weil ihn Hunger und Durst nicht überwältigen könnte; ich verglich ihn mit dem physischen Ekel vor einer Arzney, der oft auch nicht überwunden werden kann, wenn man auch noch so gut von der Heilsamkeit des Mittels überzeugt ist.

Diesen Abend, den 10ten Aug., verzehrte ich meinen letzten Bissen Brod, und den Morgen darauf in Blainville, den letzten Tropfen Essig. Ich richtete mich nun darauf ein, hent, Dienstag den 11ten Aug., in Paris einzutreffen, und zwar mit Fleiß etwas spät: weil ich in der Hauptstadt des Landes eben so incognito einziehen wollte, als ich zeither gereiset war, und als zuverlässig voraussegte, daß in einer Stadt wie Paris, im Gasthöfe au grand Cerf um Mitternacht noch alles ganz munter und lebhaft seyn müsse.

### Funfzehntes Kapitel. Paris.

Ich hatte diesen Tag, den 11ten August, eine, für meine erschöpften Kräfte ziemlich starke, Tage reise gemacht, und kam, mit noch ganz nüchternem

nem Magen, Nachts um 11 Uhr nach Paris; ohne, wie man den Prinzen von Monaco beschuldigt, bei meinem Eintritte zu vermuthen, daß die vielen Laternen eine Illumination zu meinem Empfange vorstellen sollten. Einem Menschen der seinen Einzug mit Extraposit hält, wenn er in Blainville oder Beaumont zu Mittage gespeist hat, mag diese nächtliche Beleuchtung wohl einen herrlichen Anblick gewähren; mir war es dies Mal mehr ums Utile als das Jeu und um zu thun, und ich freute mich herzlich, daß ich nicht im finstern tappen durste, um den längst gewünschten Grand Cerf zu finden. Jeder der mir begegnete, wies mich avec plaisir zu recht, und ich kam zu diesem Hause, als eben der Geiger halb zwölf schlug. Ich erstaunte, in keinem Fenster Licht zu erblicken; alle Thüren verschlossen, keine Schnur einer Glocke — kein Klopfer. — Also wurde ein Stein ergriffen, und wacker an das große Thor geflopft, denn ich fand keine andere Thür. Eine gute halbe Stunde mochte ich wohl getlopft haben, und das so herhaft, daß viele Vorübergehende still standen — da erschien endlich ein Hausknecht, welcher öffnete, und nachdem er mein Begehrten, da einzuführen, vernommen hatte, gleich wieder zuschloß, mit dem Bescheide: Hier sey kein Einkehrhaus, sondern nur das Bureau verschiedener Diligencen. — Eine schöne Sentenz für einen Menschen in meinen Umständen! Es gingen noch bisweilen Leute auf der Gasse; ich fragte nach einem Wirthshause? Man wollte in dieser Gegend von keinem wissen. Einige redeten

von Chambresgarnies nicht weit vom Grand Cerf; aber jeder entschuldigte sich für die weitere Information mit der späten Mitternacht. Ich behauptete inzwischen meinen Platz, entfernte mich nicht vom Hause in dem sich mein Mantelsack befand, und setzte mich nicht weit davon auf einen Stein. Mittlerweile ließen sich in der Nähe Patrouillen hören; ich machte mich darauf gefaßt, von einer oder der andern examiniert zu werden, und erfand aus dem Stegreif eine Fabel, die mir auch für das Haus, wo ich einkehren würde, anwendbar schien. Ich hatte auf meinem Marsche einen Transport englischer Pferde wahrgenommen, welcher, wegen der Hitze, nur in der Nacht geführt wurde; ich wollte also vorgeben: ich sey mit einem solchen Transporte angekommen, die Pferde wären weiter als Paris gegangen, und ich habe mich hier absetzen lassen. Raum war ich mit dieser Erfindung fertig, so wurde sie auch schon mit dem besten Erfolge an den Mann gebracht.

Der Tag fing schon an zu grauen, als ein Mensch mit einer Laterne bei mir so nahe vorüberschritt, daß er an mich anstieß und erschrack. Ich beruhigte ihn, indem ich ihm erzählte, was ich erst erfunden hatte, und traf zum Glücke einen Mann den es interessirte. Er war Reitknecht bei einem Herrn, der selbst englische Pferde hatte, und sollte diesen Morgen um 4 Uhr mit ihm ausreiten; er hatte diese Nacht bei seiner Frau geschlafen, welche entfernt von seinem Herrn wohnte, und wollte eben

eben in den Stall gehen, um die Pferde zu füttern und zu satteln. Meine Geschichte mit dem englischen Transport Pferden, kam ihm so natürlich vor, daß er nicht den mindesten Zweifel hatte; er wußte vielmehr alles, was ich selbst nicht wußte, nähmlich: wem die Pferde gehörten, und in welche Provinz sie geführt würden. Er hielt mich für einen Engländer, und erbot sich, mir ein englisches Wirthshaus zu zeigen, ob er gleich seines Herrn Ungnade befürchten müsse, wenn er so viel Zeit versäume. Als er aber hörte, daß ich ein Deutscher sey, so war es ihm lieber, weil er näher ein deutsches Traiteurhaus wußte; ob es gleich auch noch eine ziemliche Strecke war bis zu der Rue des vieux Augustins, wo er mich hinführte. Er selbst flopste an, und sagte durch die Thür: ein deutscher Herr, der mit englischen Pferden so eben angekommen sey, wolle hier logieren; und damit empfahl er sich. Hierauf hörte ich innerhalb eine Zusammensprache deutscher Jungen aus mehr als einer Provinz. Man ließ mich herein, führte mich bis unter das Dach, und wies mir unter zwanzig, von andern schon belegten, Betten eine Lagerstätte an, die weder weich noch reinlich war, und auf der ich, bei aller meiner Müdigkeit, kein Auge zughun kounnte. Aber es währte nicht lange; denn nach 4 Uhr war in diesem allgemeinschaftlichen Schlafgemache schon alles in Bewegung. Meine Schlafkameraden waren alle Handwerksbursche, die sich hier Schlafstätte auf einen Monat gemietet hatten; und die, weil sie früh in die Werkstätte an ihre Arbeit gehen mußten,

ten, zeitig aufstanden, sich anzogen, und einander bei ihrem Lever hülstliche Hand leisteten. Für andere kam ein Friseur, der sich auch meinem Bette näherte, und fragte: ob er später kommen solle? Ich bestellte ihn, und äußerte zugleich meine Unzufriedenheit mit der Lagerstatt und der Gesellschaft in die man mich gebracht hatte. Das nahm er sehr zu Herzen, entschuldigte das Versehen, welches nur meine späte nächtliche Ankunft verursacht haben müsse, und sagte: Mr. Meier, der Wirth, ein Schweizer, sein Landsmann, sey ein très galant homme, der den Fehler seiner Leute auf alle Art wieder gut zu machen trachten würde; ich möchte mich nur gedulden, bis Herr und Frau aufgestanden wären.

Wirklich kam auch um 6 Uhr ein Aufwärter, der mich um Verzeihung bat, weil man mich in der Nacht nicht anders habe unterbringen können; und mich in ein besonderes möblirtes Zimmer führte, worin ein sauberer Bett stand. Hier forderte ich Frühstück. Man brachte mir Milch, Kaffee und Kuchen. Das ist ein kleiner Umstand: der aber sehr zu meinem Nachtheile hätte aussfallen können, wenn ich nicht mehr Glück, als Kenntniß von den Gebräuchen in Paris, gehabt hätte. Man macht in solchen Häusern nicht selbst Kaffee, sondern er wird über die Gasse aus dem nächsten Kaffeehause geholt. Hätte man mir nun, wie es gewöhnlich und in der Ordnung war, das Geld dazu abgesondert, so hätte ich meine ganze Blöße verrathen müssen. So aber hatte die Wirthin

diese Auslage einstweilen, von dem ihrigen bestritten, welches, wie ich nachdem hörte, eine seltene Begünstigung war. Ich ruhete nun ein paar Stunden; dann ließ ich mich frisiren, und stieg hinab zum *Rez de Chausseé*, wo ich Madame Meier, eine alte Schweizerin mit jungem Puze, wohl frisirt und gepudert, in einer Art von Kabinett sitzend fand, und von ihr eine lange Abbitte, wegen des unhöflichen Verfahrens ihrer Leute in vergangener Nacht, anhören mußte. Es war ihr bekannt, daß ich spät mit englischen Pferden angekommen war, und auf mein Ersuchen wurde in den *Grand Cerf* geschickt, von wo die Antwort erfolgte: daß mein Mantelsack, Nachmittags, gegen 10 Livres Fracht, abgeholt werden könne. Ich unterhielt mich lange mit Madam Meier, um sie auszuhorchen, und, wo möglich, ihre Benevolenz zu gewinnen. Da lenkte sich denn unser Gespräch auch auf die Provinz Deutschlands wo ich geboren war; und kaum hörte sie den Namen meiner Vaterstadt, so sagte sie ganz erfreut: daß ein junger Mensch von guter Familie, aus dem nämlichen Orte, in ihrem Hause wohne, der sein Brod mit Lectionen in der deutschen Sprache kümmerlich verdiene. Seinen Namen sprach sie in ihrem schweizerischen Dialect so verzogen aus, daß ich mich eines gleichen nicht erinnern konnte; sie empfahl mir diesen Landsmann aufs Beste, und schickte sogleich nach ihm; er kam aber nicht.

Es wurde Essenszeit. Man wies mir das Speisezimmer, und nun genoß ich nach sieben langen

gen Tagen das erste Mal wieder eine ordentliche Mahlzeit. Nach dem Essen, da ich in die Höhe nach meinem Zimmer steigen wollte, um zu überlegen, wie ich es ansangen müsse, um zu meinem Mantelsacke zu gelangen: da begegnete mir auf der engen Treppe ein junger Mensch, der mich da ausdrücklich erwartet hatte. Er machte mir ein sehr demuthiges Gebärdenspiel, nannte mich mit meinem wahren Namen, den noch Niemand in Paris wußte, und bat mich sehr, ihn nicht zu verrathen. Ich konnte mir das nicht erklären, denn der Mensch war mir ganz unbekannt. Ich nahm ihn aber mit auf mein Zimmer, wo es zur Entwicklung kam. Er war allerdings mein Landsmann, ich kannte seine ganze Familie; sein Vater war Hofrath in meiner Vaterstadt, aber von diesem seinem jüngsten Sohne wußte ich nichts, weil er sieben oder acht Jahre jünger war als ich. Er aber kannte mich wohl, hatte mich oft bei meinen Besuchen zu Hause gesehen, und mich früh durch das Gitter an dem Kabinette der Wirthin sogleich erkannt, aber, aus Furcht vor Explicationen in ihrer Gegenwart, nicht erscheinen wollen. Sein ganzes Verbrechen war, daß er gegen den Willen seines Vaters von Hause weggegangen war; und dieser, ein harter Mann, entzog ihm jetzt allen Beistand. Er hatte vorausgesetzt, daß ich das wissen, der Frau vom Hause erzählen, und ihm somit den Kredit verderben würde. Seine Umstände waren nicht viel besser als die meinigen, abgerechnet, daß er damals noch weder Frau noch Kind hatte. Ich machte ihm Mut, mir alles zu

beichten; und als er fertig war, fing ich an: „Sie sind, mein lieber Freyfeldt! jetzt gerade der Mann, dessen ich bedarf; wenn Sie in bessern Umständen wären, oder mir die Thriegen verhehlt hätten, so würde ich mich Ihnen nicht anvertrauen. So und so steht es mit mir; meine Lage kann sich vielleicht in ein paar Tagen ändern; jetzt weiß ich es noch nicht, wie? aber es kommt nur auf zehn Livres an, um meinen Mantelsack auszulösen.“ Herr F. freuete sich herzlich, daß meine Umstände so und nicht anders waren, denn nun hatte er von mir mehr zu hoffen als zu fürchten; er machte sich sogleich auf, von einem seiner Sprachkunden das Monatsgeld voraus zu nehmen, und brachte mir nach Verlauf einer halben Stunde zwei große Thaler.

Nun wurde ein Hausknecht in den verwünschten Grand Eerf geschickt, der mich in der vergangenen Nacht so außer meiner Fassung gebracht hatte, und der Mantelsack erschien mit unversehrtem Schloß und Siegel. ~~Wir~~ verabredeten das Weitere. Aus dem Mantelsacke sollte soviel an Wäsche und Kleidung versezt werden, als die Auslagerung des Herrn F. betrug, und die kurze Reise nach Compiègne erforderte; denn der Hof war damals nebst dem Bureau des affaires étrangères in diesem Orte, und nicht in Versailles; und bei Herrn und Madam Meier sollte, wie billig, einer des andern Lob preisen, um für den Nothfall wechselseitig unsern Kredit zu festigen; welchen Herr F., der schon tief in der Kreide war, so nöthig

nöthig brachte, als ich. Es meldete sich aber des folgenden Tages eine Art Fieber bei mir, welches eine natürliche Folge meiner abstinenter Reise war. F. pflegte meiner, und bediente mich in diesem Zu-stande treulich. Ich wurde nach einigen Tagen gesund, und ging den 18ten August mit einer ordi-nären Kutsche nach Compiègne.

### Sechzehntes Kapitel.

### Compiègne.

Ich kam Nachmittags um 5 Uhr in Compiègne an. Ich hatte nur etwas wenig an Wäsche und Kleidern mitgenommen, und den Rest, der nicht versekt war, bei Meiern und F. gelassen. Meine Baarschaft bestand beim Eintritt in Compiègne noch in einem kleinen französischen Thaler, oder drei Livres; mit diesen ging ich in den Lion d'argent, wo mich der Gastwirth, Mr. Chapeaumont, mit vieler Höflichkeit aufnahm, und — ohne sich daran zu fehren, daß ich weder Koffer noch Bedienten hatte — in ein recht artiges Zimmer führte, mir Abendz ein Souper vorsezte, das selbst ein Prälat nicht verschmähen durfte, und die Ehre erwies, mich selbst zu bedienen.

Unser Gespräch fiel ganz ungezwungen auf den großen Zusammenfluß von Menschen, welcher damals bei Anwesenheit des Hohen die Gasthäuser füllte; und da erinnerte Herr Chapeaumont

seilau-

beiläufig, „dass er sonst für das Zimmer, das er mir angewiesen hatte, von jedermann täglich einen Sechs-Livre-Thaler zu nehmen pflege, sich aber aus bloßer Consideration für mich, nur mit 4 Livres täglich begnügen wolle.“ — Diese Consideration für einen Unbekannten, überstieg schon allein an Quartiergebühr für den ersten Tag mein ganzes Vermögen. — Also, nach reifer Erwägung, dass ich ohnehin schon über meine Kräfte gelehrt hatte, ließ ich mir noch eine Bouteille Burgunder bringen, des besten den sein Keller vermochte; und der brachte denn auch die gute Wirkung hervor, dass ich ohne alle Sorge bis an den andern Morgen sanft und ruhig schlief.

Da pünkte mich ein kunstreicher französischer Haarkräusler nach der neuesten Mode heraus, und ich verfügte mich, ohne Einwendung weder des Wirths noch des Friseurs, der auf morgen wieder bestellt wurde, in das königliche Schloss, fragte nach dem Bureau des affaires étrangères, und wurde hinauf, bis fast unmittelbar unter das Dach, gewiesen. Ich klopste lange an der Thür dieses Bureau's, bis mir aufgethan wurde. Endlich trat ein ansehnlicher großer Mann heraus, dessen offenes Gesicht mein Zutrauen gewann, noch ehe er redete. Es war Mr. Gerard \*) selbst.  
Ich

\*) Herr Gerard und sein Bruder, geborene Straßburger, waren damals Chefs de bureau au Département des affaires étrangères, oder, wie es auch genannt wurde, des relations extérieures! Der, von wel-

Ich übergab ihm den Brief; er las ihn noch vor der Thür, und als er fertig war, nothigte er mich in das Zimmer, in dem, außer uns beiden, Niemand mehr war. Hier wurde mancherlei gefragt und beantwortet, wovon die Hauptfrage, wie ich merkte, immer darauf hinaus lief: „Ob ich schon mehrmals in Frankreich gewesen sey? was ich für Bekanntschaften in Paris hätte? u. s. w.“ Es war die reine Wahrheit, daß ich noch nie in Frankreich gewesen, mit Niemand in Paris bekannt, und in einem Hause eingekehrt war, wo ich keine Bekanntschaft machen konnte; folglich ward Mr. Gerard über die Gegenstände gar bald beruhigt. Von Fähigkeiten, oder Anwendung derselben, war keine Rede, bis zuletzt, da er mich ganz gleichgültig fragte: Ob ich dechiffrieren könne? Antw.: Es kommt auf eine Probe an. — Nun hieß er mich in eine von den kleinen Abtheilungen, die in diesem Zimmer durch Gitterwerk abgesondert waren, niedersezzen, und gab mir eine Despesche nebst dem Schlüssel. Sie war deutsch. Herr G. setzte sich nun auch wieder an seinen Schreibtisch, und arbeitete, nachdem er mich vorher unterrichtet hatte, „wenn jemand herein käme, unbeweglich sitzen zu bleiben, und nichts zu reden, es

welchem hier die Rede ist, ward hernach franz. Gesandter bei den Nordamerikanischen Staaten, und darauf Prätor in Straßburg. Sein Bruder, der den Beinamen de Rayneval führte, war später franz. Chargé d'affaires in Danzig. Was beide für Schicksale in der Revolution gehabt haben, konnte ich nicht erfahren.

Anmerk. d. Herausg.

es sey mit wem, oder in welcher Sprache es wolle!"

Nach Verlauf einer Stunde übergab ich meinen ersten Versuch, der Prüfung des Mr. G. — und siehe! er war zufrieden, und ermahnte mich, nach einigen Winken und Zurechtweisungen, so fortzufahren, und über alles die genaueste Verschwiegenheit zu beobachten. So ließ er mich diesen ganzen Tag fortarbeiten, und schloß mich ein, wenn er selbst aus dem Zimmer ging. Mittags wurde mir Wein und Brod gebracht, und als es verzehrt war, ging ich wieder an meine Chiffre. Mr. G. kam bald zurück, wenn er etwa ein Mal zum Minister ging, oder sonst Geschäfte hatte; und wenn er da war und andere Leute hereinkamen, hielt ich mich ganz still, kehrte den Anwesenden den Rücken zu, und blieb bei meiner Arbeit. Herr G. war selbst ein Deutscher; es traf sich an dem ersten Tage und in den folgenden oft, daß Commis aus der Kanzlei und andere herein kamen, und bloß deswegen deutsch mit ihm redeten, damit ich nichts davon verstehen sollte; darüber lachten wir, wenn sie fort waren, und ich blieb immer, vom Anfange bis zum Ende, jedem, außer dem Chef, unbekannt. Um 6 Uhr, oder etwas später, wurde ich diesen ersten Tag entlassen, und auf den künftigen wieder bestellt.

So wie ich Abends in den silbernen Löwen kam, fand ich meinen Tisch schon gedeckt zum Abendessen, und merkte leicht, daß mich Herr

Cha-

Chapeaumont hatte beobachten lassen: denn er äußerte nicht die mindeste Verwunderung oder Neugierde über mein langes Aufhörenbleiben, und fragte mich in den 10 Tagen, die ich auf diese Art, einen wie den andern, in Compiegne verlebte, auch nicht ein einziges Mal, wo ich den ganzen Tag zubrachte?

Ich blieb hier, und arbeitete so fort an meiner Chiffre, bis der Hof zurück nach Versailles ging. Der Inhalt der Depeschen, welche alle deutsch waren, erforderte einen ganz fremden Decchiffreur: außer Mr. Gerard hätte sich selbst ferner dieser Arbeit unterziehen müssen, wie es vorher geschehen war, und er hatte außerdem genug zu thun. Es war auch noch etwas mehr dabei zu beobachten, als bloß wörtlich aus der Ziffer in das Deutsche zu übersetzen. Ich wußte mich aber gar bald darin zu finden, und sah schon am dritten Tage, wohin das alles abzweckte? Ich richtete mich darnach stillschweigend, welches eben so stillschweigend gut aufgenommen wurde, und nicht unbelohnt blieb. Erstlich gewann ich die Freundschaft des Mr. G., die mir sehr theuer war; ich hilde mir noch jetzt etwas darauf ein, und werde diesen Mann lebenslang verehren. Er stellte mich einige Tage nach meiner Ankunft dem Minister des affaires étrangères, Duc D'Aiguillon, vor, von dem ich sehr wohl aufgenommen wurde. Er forderte mich auf zu fernerer Verwendung in dem Dienste Se. Majestät, bezeugte mir seine Zufriedenheit mit dem, was ich zeither geleistet hatte, erlaub-

erlaubte mir den freien Zutritt zu seiner Person, und verwies mich übrigens in allem an Mr. G. Endlich, zwei Tage vorher, ehe der Hof nach Versailles zurück ging, brachte mir Mr. Gerard, ungebeten und unverhofft, eine vom Duc D'Agouillon unterzeichnete Anweisung auf hundert neue Louis'd'or, welche ich auch noch an dem nämlichen Tage in Speciebus empfing. Nun war alles Leid vergessen, von London bis Conventry, und von Calais bis Paris. Mit diesem Gelde durste ich mich nach Paris verfügen, und da einige Tage aufzuhalten; denn der Tag, wann ich eigentlich in Versailles eintreffen sollte, wurde mir nicht bestimmt vorgeschrieben. Ich rechnete ab mit meinem Herrn Chapeaumont, bezahlte ihn ohne Abzug, und wurde von ihm freundlich eingeladen, auf das künftige Jahr wieder im silbernen Löwen einzufahren.

### Siebenzehntes Kapitel.

Paris.

Mein Erstes in Paris war, meine und Herrn Freyfeld's Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; das ist, ich löste alles ein was versezt war, und gab F. Beweise meiner Erkenntlichkeit, ohne meine wahren Verhältnisse ihm zu entdecken.

Ich schrieb auch nun an meine Frau, und meldete ihr die glückliche Veränderung unseres Schicksals, ohne mich in ein Detail darüber einzulassen.

zulassen; ich wies ihr Geld an, um eine eigene Wohnung zu beziehen, und sich aus der Abhängigkeit von ihrer Mutter zu setzen. Sie hat eigentlich nie Noth gelitten, denn ihre Mutter ließ ihr und ihren Kindern nichts abgehen. Ich wußte das, und war doch um sie immer sehr bekümmert; aber jetzt, da sich Aussichten aufklärten, die mich bald in den Stand setzen konnten, meine Familie zu mir kommen zu lassen, da grämte ich mich freilich weniger, fand aber auch nach Prüfung meiner selbst, daß gekränkter Stolz vielen Anteil an meinem Kummer gehabt hatte. Ich mußte eine zeitlang stillschweigend zugeben, daß ich mein Weib nicht ernähren konnte. Ehe ich nun von Paris ab- und nach Versailles, den Ort meiner Bestimmung, gehe, will ich, von der Menge der mir vorgekommenen Nebengeschichten, und meinen damit verknüpften Beobachtungen, nur drei Beispiele anführen; das eine von französischer Herablassung aus Höflichkeit; das zweite von deutscher Redlichkeit eines französischen Bürgers; und das dritte von einem großen Grade Reichsstädtischen Stumpfsinns deutscher Junker in Frankreich. Ich war mit Freyfeld in einem Kaffeehause; wir setzten uns in eine Ecke, und sprachen deutsch mit einander. Ein zierlich aufgeputzter Abbé näherte sich unserm Tische, und fragte mit vieler Höflichkeit „Was das für eine Sprache sey, die wir redeten? Ich sagte ihm — Deutsch; und was bekam ich da für ein Kompliment? Sollte man glauben, daß die Franzosen auch sogar den allgemein angeborenen National-Stolz, ihrer geschmeidigen, seinen Le-

bens-

bensart aufzufern können? — Allemand? sagte er „quel accent? quelle langue! la françoise n'est qu'un jargon en comparaison d'elle.“ —

„Pardon, Mr. l'abbé; la langue françoise est la Reine de toutes les autres langues.“ — „La Reine? oui! peut-être; mais pour rendre justice à tout le monde: la votre est l'impératrice de toutes les autres langues vivantes ou mortes.“ Bien de bonté, Monsieur l'abbé! — Wenn Sie aber bei diesem kurzen Dialog nicht ein so gar ehrliches Gesicht hätten machen können, daß ich, nolens volens, glauben müßte, Sie sprächen von Herzensgrunde: so würde ich nicht umhin gekonnt haben, den Werth ihres artigen Kompliments gehörig zu würdigen.

Einst trat ich gegen Abend in einem schlechten Ueberrothe in ein Haus, vor dem ich eine Tafel gesehen hatte, mit der Ueberschrift: *Baltasar, Horloger de Madame la Dauphine* — Ich verlangte eine tombacne Uhr! Er hatte keine tombacne oder silberne, und fragte: „Warum ich keine goldene kaufen wollte. Antw.: Weil ich nicht so viel Geld habe.“ Wenn das ist, mein Herr! so ist es mir lieb, daß Sie zu mir gekommen sind; denn ich habe hier eine von mir selbst versetzte gute Uhr, die ein Spieler von Profession bei mir bestellt hat, für 8 Louisd'or. Er mußte mir 5 Louisd'or vorauszahlen, und brachte vorgestern den Rest mit 5 Louisd'or; ich konnte aber die Uhr nicht eher als heut, versprechen, weil noch

noch etwas daran zu machen war. Heute früh kam er, und bat mich, ihm die 5 Louisd'or zurück zu geben, weil er in der Nacht alles sein Geld ver-  
spielt hatte. Er mußte Verzicht thun auf seine drei Louis Darangabe, und Sie mein Herr, kön-  
nen nun in sein Recht treten, und brauchen mir  
nur 5 Louis dafür zu zahlen." Ich nahm diese  
Geschichte für einen gewöhnlichen Kunstgriff, ließ  
mir aber doch die Uhr zeigen, und fand sie, so  
weit meine Kenntniß reicht — gut; und warlich!  
sie war es, denn ich trage sie noch diese Stunde,  
und sie hat mir in den dreißig Jahren, in denen  
sie mich durch manches Land begleitet hat, sehr  
wenig für Reparatur gekostet. Ich bezahlte die  
5 Louis neu, und Mr. Baltasar bat  
mich, die Uhr den folgenden Tag Mittags abzu-  
holen, weil er noch etwas daran zu richten hatte.

Zum Unglücke für mich, war ich diesen Mit-  
tag, besser gekleidet, als den Abend vorher. Wie  
ich also eintrat, und meine Uhr verlangte, wurde  
ich fürs erste mit finsterem Gesichte empfangen,  
und als er mir die Uhr gab, nahm er das grüne  
Uebergehäuse davon, und schob mir die Uhr, auf  
dem glatten Tische mit Unwillen zu. Ich fragte:  
haben Sie mir das Gehäuse nicht mit verkauft? —  
Nein, mein Herr! „und wenn ich gewußt hätte,  
was ich jezo weiß, so hätten Sie die Uhr unter  
8 Louis nicht bekommen. Sie kamen aber gestern  
in einem abgetragenen Ueberrocke, und stellten sich  
arm — und das ist nicht hübsch, mein Herr!“  
„Also, mein lieber Herr Baltasar, glauben  
Sie

Sie daß alle Leute reich sind, die einen guten Rock anhaben? „Nein, das glaube ich nicht, ich glaube aber, daß wer einen solchen Rock, wie Sie heut haben, bezahlen kann, auch eine solche Uhr, wie diese, nach ihrem wahren Werthe bezahlen sollte.“ Alles das sagte der alte Mann mit soviel Überzeugung und Würde, daß man an seiner Ehrlichkeit gar nicht zweifeln konnte; und der Erfolg hat es bewährt, denn noch jetzt nach dreißig Jahren wäre mir diese Uhr um 8 Louis nicht feil. — Mir scheint diese Anekdote nicht so geringfügig, wie manchem, dem ich sie erzählt habe. Einen gerechten, uneigennützigen und gutherzigen Mann wie dieser war, zu treffen, ist keine gewöhnliche Sache, und was der Menschheit Ehre macht, soll man nicht verbergen.

Auch Beispiele unerhörter Albernheit müssen nicht verhehlt werden. — Ich führte einst zu Mittage Freyfeld in ein Speisehaus; da wurden wir nach dem Essen, als wir eben fortgehen wollten, im Vorhause von einem jungen Menschen mit vielen Kratzfüßen deutsch angeredet: „Er habe uns aus der Küche im Speisezimmer deutsch reden hören, und gleich gemerkt, daß wir gnädige Herrn aus Deutschland wären.“ — Gut, und was ist denn also ihr Begehr? — Ihre Gnaden, ich bin ein Chirurgus; hier ist mein Lehrbrief; und sehen Sie nur, ich bin mit zwei jungen gnädigen Herren H\*\* aus N\*\* von ihren Ältern hieher auf Reisen geschickt worden: aber nicht als Bedienter, auch nicht als Kammerdiener — sondern, als et-  
was

was mehr. Denn — belieben Sie nur zu lesen; ich habe eine schriftliche Instruction von dem Excel- lenz, gnädigen Herrn Vater meiner jungen Her- ren, unterschrieben; worin mir die Macht gegeben wird, sie auch allenfalls, wenn ich es für gut be- finden würde, arretiren zu lassen." — Ich las die Instruction, und fand zu meinem Erstaunen alles wörtlich wahr. „Wo sind denn Seine gnädige Herren? Sie wohnen hier im Hause im zweiten Stocke; wir sind schon länger als einen Monat hier; sie gehen aber nicht aus, weil sie die Spra- che nicht verstehen, wollen sie Ihre Gnaden besu- chen, so will ich Sie hinaufführen. — Das alles kam mir so abentheuerlich vor, daß ich mit F. hinauf stieg, und was fanden wir da? — Zwei junge Burschen von 20 bis 24 Jahren, in be- schmutzten Schlafröcken, aus großen meerschaume- nen Pfeifen Taback dampfen, in einem übel aufge- räumten Zimmer, an einem Tische, worauf die Reste von der Mittagsmahlzeit — die, wie sie selbst sagten, für den Abend aufgehoben würden — zu- sammengeschoben waren: um Platz zum Mariagen- Spiel zu gewinnen, womit sich die jungen Herren unterhielten. Eine Frage gab die andere. — „Al- so, meine Herren! sind Sie schon vier Wochen in Par is? Antw.: „Ja.“ „Was haben Sie schon alles gesehen, was haben Sie für Bekanntschaften gemacht? An wen sind Sie addressirt?“ — „An unsern Banquier; wir waren ein Mal zu Mittage bei ihm eingeladen, seine Frau ist aber zu stolz; wir gehen nicht wieder hin; außerdem sind wir noch gar nicht ausgegangen: denn wir können nicht

nicht mit den Leuten reden, und müssen erst die Sprache lernen. Deswegen haben uns unsere Ältern nach Paris geschickt, und wir haben einen Sprachmeister, der uns versichert, daß wir bald recht gut würden sprechen lernen; er giebt uns alle Tage zwei Mal Lection.“ Aber wenn Sie auch die Sprache nicht verstehen, so sollten Sie doch bei dem schönen Wetter die öffentlichen Spaziergänge der Stadt besuchen, um Menschen zu sehen und frische Lust zu schöpfen. — Ach, Spaziergänge! — ja die haben wir in N\*\* so gut, und so schön als hier. — Sind Sie da gewesen? da ist eine Wiese, wo man recht charmant spazieren gehen kann, und die Dörfer um die Stadt herum, wo so gutes Bier gebraut wird. — Warum sind Sie nicht lieber zu Hause geblieben, Sie hätten wahrlich gescheiter gethan. „Ja! unsere gnädigen Ältern haben nicht anders gewollt; da fragen Sie mir den Johann: was das für Leute sind, und aus welcher Familie wir abstammen.“ — Bei so bewandten Umständen wünsche ich Ihnen guten Fortgang im Französischen, damit Sie nach ein paar Jahren die Pariser Lust kennen lernen; denn auf die Art, wie Sie zu Werke gehn, werden Sie wohl noch einige Zeit brauchen, bis Sie unter Menschen sich können sehen lassen. „O nein, es ist uns alles vorgeschrieben; wir dürfen hier nur noch einen Monat bleiben, und in dieser Zeit sollen wir auch auf ein paar Tage nach Versailles gehen.“ — Nun da werden Sie mich vielleicht frischen; denn ich gehe auch dahin, um mich da einige Zeit aufzuhalten. „Aber wo können wir Sie

Sie antreffen?" Wissen Sie was, meine Herrn! nehmen Sie noch einen Sprachmeister an, damit Sie desto geschwinder mit der Sprache fertig werden; und dazu empfehle ich Ihnen gegenwärtigen Herrn Freyfeld, der auch mein Sprachmeister ist. Er wird Ihnen sagen, wo ich in Versailles wohne, denn ich weiß es jetzt selbst noch nicht. — „Nein! zwei Sprachmeister dürfen wir nicht halten: aber wir wollen den andern abdanken, und diesen annehmen; nicht wahr, Johann?“ Der gab seinen Willen darein, und die Herren fassten richtig nach einiger Zeit nach Versailles mit Herrn F., und machten da Bockssprünge, die dem Leser nicht verhehlt werden sollen.

Herr Meier, der Gastwirth in der Rue des vieux Augustins, hatte inzwischen wegen meines langen Aufenthaltes in Compiegne eine hohe Meinung von mir gesetzt, die sich nun vermehrte, als ich nach Versailles ging. Er versah mich mit einem Schreiben an seinen Landsmann Schneß, der Schweizer an der königlichen Kapelle in Versailles war und ein Speisehaus hielt, darneben auch Zimmer vermiethete.

### Achtzehntes Kapitel.

### V e r s a i l l e s .

— An welchem Tage des Septembers ich von Paris nach Versailles fuhr, das kann ich nicht sagen. Das Tagebuch in meiner Schreibtafel

geht nur bis Compiègne, und ich würde mich auch zeither nicht so gewissenhaft an die Anzeige der Tage gebunden haben: wenn mir nicht selbst die Rückerinnerung jedes Tages, nach Maßgabe seiner eigenen Plage, interessant oder erbaulich gewesen wäre. — In Versailles ging ich wieder an meine Arbeit, in welcher ich nun durch längere Uebung viel Fertigkeit erlangt hatte; wozu ich sonst drei Tage gebraucht hatte, das vollendete ich jetzt in einem, und bekam daher Zeit und Muße genug, Versailles kennen zu lernen, alles Sehenswürdige zu besehen, und der Etikette ihren Zoll zu entrichten. Denn da ich nun mit den Papieren, so wie sie ankamen, geschwinder fertig wurde, und nur selten eigne deutsche Aufsätze zu verfertigen hatte: so blieb mir Zeit genug, mich auf ausdrücklichen Antrieb des Mr. G., täglich in dem Vorgemache des Duc d'Aiguillon zu gehöriger Zeit sehen zu lassen, und mich auch bei andern Gelegenheiten unter die Hofleute zu mischen, so, daß ich endlich mit Versailles so bekannt wurde, als ob ich da zu Hause wäre.

Weil man mich täglich in der Antichambre des Ministers sah, und er selbst mir oft im Vorübergehen einige Worte sagte, mich auch wohl bisweilen hinein zu sich rufen ließ: so bekam ich gar bald ein gewisses Ansehen von Wichtigkeit, sowohl bei Fremden, die in Geschäften oder Cour zu machen da standen, als bei den Leuten des Herzogs, die mich so, wie einen der ins Haus gehört, behandelten; aber keiner wagte es je, mich um meinen

meinen Namen, oder meine Verrichtungen zu befragen; oder mit mir weitere Bekanntschaft als ich selbst wollte, zu machen. Einst führte mich ein Hausoffizier, wie es öfter geschah, um mir Kaffee zum Frühstück zu geben; da fand sich auch ein Höflein der Herzogin ein, die, nach den gewöhnlichen Komplimenten, wissen wollte: „Ob ich schon lange in Versailles sey?“ und endlich: „Ob ich ein Engländer sey, und meinen Namen?“ Da nahm der das Wort, der mich herein geführt hatte. „Der Herr ist weder Engländer noch Franzose, und hat keinen Namen; er gehört zu den auswärtigen Geschäftten“ — und das Dämmchen schwieg, und fragte nicht weiter.

Es traf sich oft, daß ich geholt wurde, um dem Minister, in Beiseyn des M. G., eine oder die andere Stelle zu entziffern, oder aufzuklären; oft wurde ich auch noch an einen dritten Ort geführt, um Rechenschaft über einen oder den andern Ausdruck zu geben: denn mein Uebertrag aus den Ziffern wurde nicht alle Mal durchaus wörtlich ins Französische übersezt, sondern oft nur synopsirt, oft auch nur von Mr. G. mündlich vom Blatte übersezt, wobei ich zugegen seyn mußte.

Den König Ludwig XV. sah ich täglich, habe ihn oft sprechen hören, und dem Äußerlichen nach, keinesweges als den entnervten Schlemmer, wie man ihn beschreibt, gefunden: sondern als einen schönen ältlchen Mann, der, wenn er z. B. des Sonntags über die große Spiegelgallerie in

die Messe ging, durch eine Menge Menschen, welche da versammelt war, den König zu sehen, so frisch und munter dahin schritt, daß man ihn für weit jünger halten mußte, als er wirklich war. Ich besah oft sein und seines Vorfahren, Lud-wig XIV. Wohnummern, wenn der König in der Kirche war, auch war ich fast täglich in den königlichen Vorzimmern; denn ich hatte da einen Freund, den alten Leib-Schweizer des Königs, welcher immer unabgelöst die Person des Königs bewachten, und des Nachts sein Bettqueer vor der Thür des königlichen Schlafzimmers aufschlagen, und da schlafen mußte. Dieser ehrliche alte Mann verschaffte mir überall Zutritt. Er war ein ächter Schweizer, moralisch und physisch. Fünfzig Jahre hatte er schon sein Amt verwaltet, und diese ganze Zeit meistens in dem Vorzimmer des Königs unter Duxs und Pairs, Bischöfen und Kardinälen, zugebracht, und noch sprach er nur sehr gebrochen französisch. Er zeigte mir das kleine Behältniß vor der Thür des Schlafzimmers, wo sein Bett am Tage einen Schrank vorstellte, den er Nachts herunter zog, daß er zum Bett wurde, und die Thür zum Könige versperrte. —

Die damalige Dauphine, nachmahlige unglückliche Königin, konnte ich alle Tage speisen sehen, wo ihr auf dem Tabouret nur eine Hofdame zur Seite saß, aber nicht mit essen durfte. —

Nur Sonntags soupirte der König mit seiner ganzen

ganzen Familie, wobei ich mich auch allezeit einfand, um in einer kleinen Entfernung die Personen selbst, und die seltsamen Tafel-Ceremonien zu beobachten. Dienstag Abends war im Winter 1772 gemeiniglich Ball bei der Madame Dauphine, wozu nur solche Zuschauer gelassen wurden, welche Billets hatten; mir wurde es nicht schwer, so oft ich es verlangte, eins zu bekommen.

Auch an den Reizen der bekannten Madame de Barré konnte ich mich fast täglich weiden; ich sah sie oft; und später wurde ich ihr vorgestellt, weil ich, wie man hören wird, in einem Geschäft für sie gebraucht wurde.

Zu allen diesen außerordentlichen Begünstigungen waren mir meistens die Schweizer behütslich, mit welchen allen ich durch meinen Hauswirth Schneß, den Kapellen-Schweizer, an den mich Meier in Paris empfohlen hatte, genau bekannt wurde; ich hatte bei diesem Kapellen-Schweizer Kost und Quartier.

Das Wort Kapelle hat hier nicht die Bedeutung der Musik des Königs, sondern der eigentlichen ersten Bezeichnung des Wortes: nähmlich der kleinen Kirche im Schlosse zu Versailles, worin der König täglich Messe zu hören pflegt. Diese Kapellen-Schweizer hatten nichts anders zu thun, als gegenwärtig zu seyn, so lange die Messe dauerte, auf die Erhaltung der äußerlichen Ordnung und Stille zu sehen, und außer

außer dieser Zeit die leere Kapelle zu bewachen. Sie waren nicht Militärs, und hatten keine anderen Waffen, als einen Degen, oder vielleicht auch Hellebarden, wenn sie im Dienste waren, welches ich mir nicht mehr zu erinnern weiß. Dass ihrer aber wenigstens zwölf waren, ersah ich bei einem Austritte, den ich erzählen will, weil etwas Charakteristisches der Nation dabei vorkommt. Es waren goldene Quasten von dem Prunktuche aus des Königs Betstuhle gestohlen worden; und wo mir recht ist, war es der Duc de Noailles, oder ein anderer Herzog, unter dem diese Schweizer standen, der sie sämmtlich in dem großen Schweizerssaale des Schlosses versammeln, und ihnen durch einen Dolmetscher diesen Raub kund machen, und erklären ließ, dass einer aus ihrer Mitte der Thäter seyn müsse. Ich stand an dem großen Eamine dieses Saals; die Kapellen-Schweizer formirten eine Linie, davon mich der linke Flügel berührte; und da mich Niemand weggehen hieß, so hörte ich, gleich nachdem der Duc ausgeredet hatte, dass die mir nahen Schweizer, die von ihm entfernt standen, unter einander auf deutsch fragten: Was, isch gestohle worde? — Goldene Quasten — und nun war ein allgemeiner Unwill — wie man nur einen Schweizer in Verdacht ziehen könne, Gold oder Silber gestohlen zu haben? Es entstand ein lautes Gezirrnel von Klagen über eine solche Beschuldigung; die Linie warf sich in einen Haufen zusammen; ein wohlgewachsener junger Mann trat vor den Herzog, und sagte ihm auf gut deutsch, ohne alle

Wahl in seinen Ausdrücken, alles was beleidigte Ehrlichkeit bei einer solchen Gelegenheit sagen kann; und schloß damit, daß ein Schweizer nie Gold und Silber stehlen werde. „Ja! wenns Wien (Wein) wäre — meinte er — da könnte eine solche Untersuchung wohl noch statt finden; aber über etwas anders schlechterdings nicht.“ Der alte Leib-Schweizer des Königs, dessen ich schon gedacht habe, zeigte sich auch darin als einen Schweizer, daß er in seinem kleinen Behältnisse, wo sein Bett war, einen kleinen Vorrath von Wein und vaterländischem Käse nie ausgehen ließ, und seine Freunde sub Rosa damit traktirte. Ein kleines Beispiel von der Naiveté dieses alten Schweizer-Patriarchen, verdient hier Platz. Ich stand an einem Sonntage, nebst vielen andern Menschen, auf der großen Spiegelgallerie, über die der König in die Messe zu gehen pflegte. Bei dieser Gelegenheit wurden ihm gemeinlich, durch die Gesandten der Höfe, oft Freunde aus ihren Ländern, und von französischen Ministern oder Hofbeamten andere Leute vorgestellt, die etwas zu suchen oder sich für etwas zu bedanken hatten; welche alle der König, der auf einen jeden schon vorbereitet war, mit wenig Worten abfertigte.

An diesem Sonntage war auch ein Marockaner in seiner Landestracht, nebst einem Dolmetscher, auf dieser Gallerie, um dem Könige eine Bittschrift wegen eines ihm von den Franzosen weggenommenen Schiffes zu überreichen. Dem tragen Orientalen war es nicht möglich, sich so lange auf den

den Beinen zu erhalten, bis der König kam; er ließ sich einen Teppich auf den Fußboden breiten, und setzte sich darauf in der gewöhnlichen Position; äußerte auch, nachdem er saß, Verlangen nach einer Pfeife Taback, welches ihm aber nicht verstattet wurde. Wie der halbschwarze Patron nun da auf der Erde saß, und von einem zahlreichen Zirkel neugieriger Franzmänner und Ausländer begafft wurde, da kam der alte Leib-Schweizer, von dem die Rede ist, auf mich zu, und machte meiner Statur das Kompliment „dass er mich doch immer-hübsch über alle die Wälsehen wegschauen sehe.“ Darauf wies er mit Fingern auf den Marokkaner, äußerte einiges Missfallen, dass er sich nie vergessen hatte und sagte zu mir ganz ehrlich: „Er ist nich von hier“ (nähmlich der Marokkaner). Ich musste freilich über diesen kurzen Unterricht innerlich lachen; fragte aber doch den Alten: ob er glaube, dass ich den Mann mit seinem Turban für einen Pariser halte?

„Nu, — nu,“ antwortete er: „Wenn der Herr erst eine Mummerei hier zu Lande sehen wird, da wird er wohl noch närrschere Kleider sehen — und sind doch nur Franzosen.“

Nach Versailles kamen nun auch die zwei deutsche Herren, die inzwischen unter Anweisung Herrn Freyfeld's den halben Peplier auswendig gelernt hatten. Er war mit ihnen gekommen, hatte gleich nach seiner Ankunft für alle drei ein Quartier besorgt, wo sie sich, man wird hören,

ren, wie? umgekleidet hatten; und dann waren sie alle drei ausgegangen, mir einen Besuch zu machen. Weil es aber gerade Dienstag war, und ich als Zuschauer auf den Ball der Madame Dauphine gegangen war, so verkündete ihnen Herr Schneß, mein Hauswirth, daß ich erst spät nach Hause kommen würde. Freyfeld machte den Junkern den Vorschlag, in die Komödie zu gehen; sie wollten aber ihr Geld nicht umsonst ausgeben, weil sie doch nichts davon verstanden. F. ging also allein.

Sich selbst und ihrem Johann überlassen, fassten sie nun den tollen Entschluß, auch auf den Ball der Dauphine zu gehen, und zwar aufgeputzt, wie folgt. Der älteste hatte einen schwarzen Rock von grobem Tuch an, woran man mit unter röthlich gewordene Fäden erblickte, bis auf den halben Rücken mit einem derben Kleister von Puder und Pomade überzogen; aber außerdem feine wollene schwarze Strümpfe; und gelbe tombackne Schnuh schnallen. Der jüngere, ein lebhaftes auch grobes Tuchkleid; Rock, Weste und Beinkleider einerlei, welches noch leidlich sauber war; weiße metallene Knöpfe, auch schwarze wollene Strümpfe und tombackne Schnallen. Beide schon in Versailles elegant frisiert, stark gepudert, Haarbeutel, wie sie in jenem Jahrzehend in der Reichstadt N\*\* Mode waren, und grobe Wäsche. In diesem Aufzuge gehen sie gerade, Chapeau bas, nach dem Schlosse, treffen zum Unglück auf dem Hofe einen deutschen Schweizer, der

so dienstfertig ist, ihnen auf ihr Ansuchen die Zimmer zu zeigen wo der Ball war.

Ich stand in meinem Winkel um dem Tanze zuzusehen, und ließ mir nichts von dem träumen, was vor der Thür geschah, bis mir ein bekannter Schweizer winkte. Als ich an die Thür kam, hörte ich deutsche Stimmen von außen herein tönen, und besonders meinen Namen oft neunen. Man hatte sie bedeutet, daß ohne Bilet hier Niemand herein gelassen würde, wogegen sie viel einzuwenden hatten. Sie machten sich unnütz, pochten darauf, daß sie deutsche Herren von Stande wären, welche überall auf freien Zutritt Anspruch hätten; und daß ihr Adel gewiß so alt und stiftsmäßig sey, als der des deutschen Herrn, welcher sich jetzt in dem Zimmer auf dem Ball befände. Das war nun Niemand anders als ich, den sie sehr oft mit Namen nannten. Dieses unbesonnene Betragen brachte mich auf; ich ging hinaus, und bat die Schweizer, ohne den lauten Klagen dieser sauberen Herren Landsleute Gehör zu geben „sie möchten nur ihr Amt thun;“ dem zu Folge die jungen Herrea nach dem Takte eines englischen Kontratanzes, der eben gespielt wurde, die Treppe hinunter gewalzt, und auf dem festen Erdboden abgesetzt wurden.

Doch das war nicht der schlimmste Streich den sie mir spielten. Am andern Morgen stellten sie sich bei mir zum Frühstück ein, als ob gar nichts vorgefallen wäre; und da F. mit kam, so fanden wir

wir Behagen daran, die Reichstädtisch = stifts-  
mäßigen Reichs = Ritter diesen Morgen und die fol-  
genden Tage zu ihrem Besten wacker zu tummeln.  
Indessen führte ich sie doch an alle Orte, wo es  
nur immer anging, solche Figuren sehen zu lassen.  
Sie besahen mit mir die Gärten, die königlichen  
Wohnzimmer, die Gemälde = Sammlung, und das  
neuerbaute Bureau des affaires étrangères, worin die Bildnisse aller damals lebenden  
europäischen Potentaten, von den besten Meistern,  
zu sehen waren, und andere Dörter mehr. Sie  
wollten nun aber auch den König sehen, und dies  
wüßte ich nicht anders anzustellen, als sie in die  
Kapelle zu führen; und zwar auf das Chor, wo die  
Musik war, gerade dem königlichen Betstuhle ge-  
genüber, wo man den König recht wohl ausneh-  
men konnte. Nun dachte ich durch einen genauen  
Unterricht allen dummen Streichen vorzubeugen,  
und band ihnen fest ein, alles mitzumachen, was  
sie von andern Leuten sehen würden: darunter  
verstand ich das Aufstehen beim Evangelio, das  
Niederknien bei der Wandlung, und was sonst  
während der Messe beobachtet wird; aber meine  
Junker, welche nur Begriffe von lutherischen Kir-  
chengebräuchen hatten, glaubten, es würde ge-  
meinschaftlich gesungen werden, etwa das Lied:  
Herr Jesu Christ, dich zu uns wend ic. oder derglei-  
chen. Als nun eben, da wir hereintraten, die Sän-  
ger der Hoffkapelle ein Tutti anstimmten, fielen die  
Tölpel, um ja meiner Anweisung getren, sich in  
nichts von andern Leuten zu unterscheiden, mit  
einem erschrecklichen Geblöke mit in den Gesang,  
und

und brachten mich dadurch so aus der Fassung: daß ich, ohne mich umzusehen, über den langen Gang der von dem Chor durch die ganze Kirche führte, herauseilte, um nur nicht für einen Mitgesellen dieser deutschen Kloße gehalten zu werden. Aber sie hatten sichs zur Regel gemacht, mir nicht von der Seite zu weichen, waren hinter mir hergezogen, und standen da, als ich außerhalb der Kirche mich wieder zu erhölen anstieg. Was ich nun da in der ersten Höhe ihnen für höflich süße Worte mag gesagt haben, dessen werden sie sich vielleicht besser erinnern, als ich. Ich überließ sie von nun an ihrem Schicksale und ihren Thorheiten, von denen mir in Paris noch manches erzählt wurde. Ich glaube aber, der Leser kann sich mit denen begnügen, die ich selbst gesehen und erzählt habe. Indessen ist nicht zu zweifeln, daß diese hochadlige Nachkommenschaft eines stiftsmäßigen Mitregenten republikanisches Volkes gleich nach ihrer Zurückkunft die Fußtapfen ihrer Vorfahren betreten, und nun schon beinahe dreißig Jahre die schwere Last der Regierung mit Beifall getragen, vielleicht auch nun schon ihre Nachkommen mit irgend einem Barbiergesellen cum Facultate incarerandi, auf Reisen geschickt haben. —

### Neunzehntes Kapitel. Reise nach Deutschland.

Unter dieser Zeit bekam ich wieder zum zweiten Male hundert neue Louis'dor, und da man mich

mich nun genug geprüft hatte, und noch ferner gebrauchen wollte, so wurde mir zwar keine bestimmte Besoldung ausgeworfen, sondern nur periodische Remunerationen zugesagt: aber Mr. G., der mein wahrer Freund und Gönner war, meinte selbst „es sey so besser, als wenn ich in wirkliche Besoldung eintrate.“ Indessen wollte ich doch einige Sicherheit für die Zukunft haben, und stellte dem Minister diesen billigen Wunsch zwar nur mündlich vor: ich bekam aber sogleich ohne allen Anstand eine von Mr. G. entworfene, und von dem Minister selbst unterzeichnete Versicherung, davon ich das Original noch besitze. Es geschah allein auf Antrieb des Mr. G., daß mir in dieser Schrift eine Militär - Versorgung zugesagt wurde: denn er meinte, dieß sey der sicherste und geschwindeste Weg, um sogleich untergebracht zu werden; die Urkunde lautet also:

Le Roi, voulant assurer d'avance au Sr\*. la récompence des Services qu'il a promis de rendre à sa Majesté: Elle a autorisé le Ministre soussigné, à lui promettre en son Nom, de lui donner au bout de trois ans de service, une Commission de Capitaine dans ses troupes, et un traitement pécuniaire, proportionné à l'importance des services qu'il lui aura rendues. Elle entend au surplus, que ce traitement sera reversible à l'épouse de dit S\*\*. et à ses enfants, dans le cas, où il viendroit à décéder avant la dite Epoque. Fait à Versailles, le III. Xbr. 1772. Le Due d'Aiguillon.

Die deutschen Depeschen kamen nun immer seltener; es trat auch ein anderer Correspondent in diesem Geschäft ein, der in einer andern Chiffre französisch schrieb, welches aber um des Zusammenhangs willen auch durch meine Hand ging; und zulegst brachte unter andern eine dieser Depeschen die Nachricht: daß an einem Orte in Deutschland, den ich mit X. bezeichnen will, gewisse wichtige Papiere gegen Erlegung 200 alter Louisd'or in Empfang genommen werden könnten; daß aber der Auslieferer mit dem französischen Minister, der in diesem Orte accreditirt sey, schlechterdings nicht in Unterhandlung treten, und dieser auch von der ganzen Sache nichts wissen dürfe, weil sonst die Schriften um keinen Preis zu haben seyn würden \*). In dem Orte, wo dieses Geschäft verhandelt werden sollte, war französischer Seits Niemand, den man dazu gebrauchen konnte: es wurde also beschlossen, mich dahin zu schicken; wozu ich mich um so williger verstand, weil ich auf dieser Reise meine

\*) Der nicht genannte Ort ist Berlin; denn im Decbr. 1772 war der Berl. noch in Versailles, und in einem Briefe aus Nürnberg, vom 20sten April 1773 dankt er Nicolai für die vergnügten Stunden, die er ihm während seines Aufenthalts durch seinen, durch Eberhard's, Mendelson's und anderer Umgang gemacht habe. Er entschuldigt sich zugleich: daß er von Potsdam nicht nach Berlin zurück gekehrt, und ohne Abschied von N. zu nehmen, gleich weiter gereist sey. Aus späteren Briefen läßt sich schließen: daß seine Person verdächtig geworden war, vermutlich wegen seiner Abendbesuche beim französischen Gesandten.

meine Frau und Kinder besuchen konnte, und zu den Reisekosten noch andere 200 Louisd'or bekam.

Ich ging über Paris, und nahm Abschied von F., den ich damals zum letzten Male sah. Er ist zurückgekehrt in sein Vaterland, hat eine Frau mitgebracht, ist kurz darnach in der Blüthe seines Alters gestorben, und hat Kinder hinterlassen, von deren Schicksalen ich bis jetzt nichts habe erfahren können. Als ich meinen Mantelsack gepackt, und jeden leeren Raum mit Pariser Waaren für Frau und Kinder vollgepfropft hatte, ließ ich mir Postpferde auf den künftigen Tag bestellen, und bekam kurz darnach einen Besuch von dem Domherrn La Pérelie \*) aus Verdun; der mich durch seine Kundschafter auf der Post ausgewittert hatte, und mir gemeinschaftliche Reise bis Verdun antrug, welches ich annahm, weil dabei ein Merkliches erspart wurde. Von diesem meinem Reisegefährten weiß ich nichts Merkwürdiges zu erzählen, außer einer einzigen Apostrophe, die mich sehr überraschte. Wir sprachen über etwas aus der französischen Geschichte, und der geistliche Herr wollte mir einen Autor citiren, dessen Namen er vergessen hatte. Er besann sich lange, endlich polterte er heraus: „Le coquin qui a mal parlé

\*) In einem Schreiben von Nicolai vom 6ten Febr. 1783, worin er die auf Bayle sich beziehende Anekdote erzählt, nennt er diesen Domherrn: Berlier; welches auch wohl der richtige Name seyn mag, da in der Handschrift dieser Reise mehrere bekannte Namen unrichtig geschrieben sind.

parlé de tant d'honettes gens“ endlich fand er den Namen, und wer war ce coquin? — ein Ehrenmann, dem Mr. La Périer und das ganze Kapitel zu Verdun, nebst seinem Bischofe, nicht werth waren die Schuhriemen aufzulösen, — Bayle, der große Bayle. — Ich dachte an Herrn Isaak Spies zu Rotterdam, fühlte aber gar keinen Beruf, meinen Helden, so wie dort, zu vertheidigen; und bitte auch meine Leser, diesem Domherrn zu vergeben, denn er war ein Domherr, und wußte nicht was er that.

Wir fuhren, weil ich eilen mußte, Tag und Nacht, über Maup, Chateau, Thierry, Dormans, Epernay, bis Chalons; wo wir, um auszuschlafen, in dem Gasthöfe à la Pomme d'or einkehrten, von einem freundlichen Gastwirthe artig bewillkommen, und in ein geräumiges, wohl möbliertes Zimmer geführt wurden. Wir schlossen da, wie es in Frankreich gebräuchlich ist, unsern Accord über Abendessen, Nachtlager und Frühstück; und da mir la Périer viel davon vorschwahzte „dass hier, in der Mitte der Provinz, der beste Champagner zu haben sey:“ so bedungen wir zum Desert für uns beide eine Bouteille des besten der zu haben sey. — Dagegen hatte der Patron vom Hause, dem es beliebte seinen Scherz mit uns zu treiben, manches einzuwenden. Er schwur: dass es, wenn er uns von seinem besten geben sollte, unmöglich bei Einer Bouteille bleiben könne, und dass wenigstens auf den

den Mann eine ganze verordnet werden müßte. Wir ließen uns dadurch nicht irre machen; aber — ich weiß nicht wo der Mann seine physiognomische Kenntnisse müßte hergeschöpfst haben? — genug, er wollte uns an der Stirne ansehen, daß wir mit aller unserer Müdigkeit so bald nicht würden schlafen gehen, und bot uns eine Wette an, nähmlich: Wenn wir ihm erlauben wollten, mit uns zu speisen, so verspreche er, im Fall wir uns von seinem besten Champagner für uns beide mit Eine Bouteille begnügen würden, gar keine Bezahlung für das ganze Soupée und Nachtlager zu nehmen; wenn wir aber mehr als Eine Bouteille fordern, oder auch nur nach dem Soupée uns länger verweilen würden ohne schlafen zu gehen, so müßten wir nach Accord bezahlen, und auch noch das, was wir darüber verzehren würden. Das waren wir wohl zufrieden, und freueten uns schon auf die gewonnene Zehrung. Wir beschlossen fest, nur alle beide Eine Bouteille des guten Champagners zu trinken, und gleich nach dem Abendessen schlafen zu gehen; um so mehr, da unsere Postpferde früh um 5 Uhr bestellt waren. Aber es ging doch ganz anders. Der Wirth unterhielt uns während des Essens mit vielem Wize, der aber nicht große Wirkung auf uns machte: weil wir auf unserer Hut seyn, und, um das Abendessen zu gewinnen, gar keine Blöße geben wollten. Das Dessert stand schon auf dem Tische, unsere Bouteille von dem besten war nur halb geleert, und wir glaubten, daß nun die Reihe an uns sey, den Haushpatron zu schrauben, dem er sich auch mit

großer Geduld unterwarf. Aber auf ein Mal änderte sich die Scene. — Es traten drei junge Mädelchen herein, so schön, als sie nur immer Mähmet den Gläubigen im Paradiese versprochen hat; alle drei mit musikalischen Instrumenten, die sie nicht schlecht spielten. Als diese Schönen anfingen zu harsen und zu singen, da wurde nicht mehr daran gedacht, daß die Pferde um 5 Uhr bestellt waren; nicht gefragt, wer die Zechen bezahlen würde? Wir blieben sitzen, genossen der Musik und des süßen Umganges dieser liebenswürdigen Kreaturen bei mehreren Bouteillen des besten Champagners, bis gegen Morgen. — Ob es Tochter, Stiefschöter oder Muhmen des Wirths à la Pomme d'or waren, das weiß ich nicht mehr; aber das ist mir noch ganz erinnerlich, daß der Herr Vater, Stiefvater oder Vetter, in die Faust lachte, und uns nicht von der Seite wichen, damit wir auf keine Weise aus den Schranken der strengsten Zucht und Ehrbarkeit weichen könnten, welches uns fast mehr verdross, als der Verlust unserer Wette.

In Verdun saßte ich den Mr. La Périer nicht weit von seiner Kathedralkirche ab, und bekam von ihm zum Abschiede einige Schachteln Bonbons und Dragé de Verdun, welche mir die Kinder in Deutschland später wieder mit vielem Vergnügen abnahmen.

Ich kam nach Mës, und wollte sogleich weiter, obgleich ein Settel auf dem Posthause verkündigte, daß diesen Abend Zemire und Azor, eine

eine damals noch ganz neue Oper von Gretri, die ich noch nicht gesehen hatte, gespielt werden sollte. Der Postmeister, Herr Schwarz, ein Deutscher, forderte meinen Paß, um ihn zum Platzmajor zu schicken, weil ohne Paß Niemand über die Gränze gehen dürfe. — Das war mir eine sehr unangenehme Nachricht, wovon ich aber den Eindruck nicht merken ließ. Der Umstand, daß Niemand ohne Paß aus dem Lande gelassen wurde, war mir sehr gut bekannt; ich hatte selbst in Versailles Bittschriften gesehen, welche von den Gränzen mit Ettaffetten eingeschickt worden waren, von Ausländern, die sich bei ihrer Abreise von Paris nicht mit Pässen versehen hatten, und nun an der Gränze so lange warten mußten, bis ihnen der Paß nachgeschickt wurde.

Daran hätte ich also denken sollen; aber es war Niemand eingefallen, weder mir, noch denen die mich gesandt hatten. Um den Postmeister meine Verlegenheit nicht merken zu lassen, zog ich meine Brieftasche heraus, blätterte unter meinen Papieren, und stellte mich an, als ob ich mich auf ein Mal anders besonnen hätte. „Es ist schon spät — sagte ich; — wer weiß, ob der Platzmajor zu Hause ist? und über dieses wird heut hier eine Oper gespielt, die ich gern sehen möchte; ich werde heute Nacht hier bleiben, und morgen früh selbst mit meinem Passe zu dem Platzmajor gehen.“ Dagegen hatte der Postmeister nichts einzuwenden; er ließ mich in das silberne Kreuz führen, aus welchem ich in die Oper ging, zurück kam,

soupirte, und ruhig schließt bis an den andern Morgen: ohne noch zu wissen, wie ich ohne Paß über die Gränze kommen würde? Ich hatte zwar einen Brief vom Duc d'Aiguillon mit seinem Petschafte an den Minister in X., den ich allenfalls hätte vorzeigen können; allein ich konnte weder den Herzog noch das Departement, dem er vorstand, ohne die äußerste Noth compromittiren, auch nicht so viel Zeit versäumen, als eine Estafette nach Versailles und zurück erforderte; ich gedachte also zuerst mein Heil beim Plazmajor zu versuchen, mich als einen Deutschen aus der Nachbarschaft anzukündigen, der keines Passes von Versailles bedürfe, und ihm einige Papiere aus meinen vorigen Diensten vorzulegen, die so etwas zu bestätigen schienen. —

Indem ich so in Gedanken ganz langsam über die Gasse schritt, und nach der Wohnung des Plazmajors fragen wollte, begegnete mir ein Jude, der einen ausgemusterten Offizier-Gaul zum Verkauf herum ritt. Ich wurde mit ihm einig, 4 Louisd'or dafür zu bezahlen, wenn er die Bedingung, die ich ihm vorlegte, erfüllt haben würde. Er mußte sogleich das Pferd in den Stall zum silbernen Kreuz einstellen, und meinen wohl verschloßnen und versiegelten Mantelsack auf das Bureau der Frankfurter Diligence tragen, und mir das gewöhnliche Recepisse bringen. Das richtete er getreulich aus; ich bekam den Postschein, zahlte dem Juden seine 4 Louisd'or neuß, machte Richtigkeit mit dem Wirth, und ritt beim hellen Tage zum

zum Thore hinaus. Alles ging gut, bis nach St. A v a u l d t , dem letzten Gränzorte, wo F i s c h e r i s c h e Husaren standen. Die Schildwacht am äufersten Thore redete mich französisch an, ich hörte aber gleich am Accent, daß der Mann ein E l s a s s e r war, und antwortete ihm auf seine Frage um meinen P a s s , auf deutsch: „Herr! vor ein paar Tagen, als ich herein ritt, fragte mich kein Mensch um meinen P a s s ; ich bin ein Wein händler aus S a a r b r ü c k e n , der gar oft über die Gränze reiten muß, und bin bisher noch niemals angeh a l t e n worden.“ — Das nahm der alte E l s a s s e r für bekannt an, und sagte: „Das isch was anderst, der Herr kann passchiren.“

So ritt ich über S a a r b r ü c k e n und K a i s e r s l a u t e r n bis nach F r a n k f u r t a m M a y n , verkaufte da mein R o ß ohne großen Verlust, nahm meinen Mantelsack von der Diligence, und reisete zu den Meinigen, die ich alle gesund antraf. Meine Frau führte schon wieder ihre eigene Wirthschaft, und ich empfand ein unaussprechliches Vergnügen „sie und meine Kinder nach einer so langen Trennung, welche jedoch noch kein Jahr betrug, in bessern Umständen als bei meinem Abzuge, wieder zu sehen;“ konnte mich aber nur Einen Tag bei ihr aufhalten, weil mein Geschäft keinen Aufschub litt, und ich mir auf der Rückreise mit einem längern Aufenthalte schmeicheln konnte, wie zu seiner Zeit auch in Erfüllung kam. Ich reisete weiter bis X. , und entledigte mich meines Auftrages wie folgt.

## Zwanzigstes Kapitel.

## D i a l o g e n.

Der Korrespondent, den ich entziffert hatte, meldete, daß eine Abschrift der Original-Urkunde einer damals sehr interessanten diplomatischen Verhandlung in X., einer Stadt die von dem Orte seines Aufenthaltes weiter als von Paris entfernt war, gegen Erlegung 200 alter Louisd'or zu haben sey, und zwar in der N. Straße Nro. 185 bei einem Gewehrhändler F. Der Auslieferer verlange außer dem Gelde die größte Behutsamkeit und Verschwiegenheit, und verbitte sich, aus wichtigen Gründen für seine Sicherheit, alle Unterhandlung mit dem französischen Minister in X. \*), und mit einem jeden der in dieser Stadt angesessen oder bekannt sey.

Das war deutlich genug. — Meine Instruktion war: dem französischen Minister in X., der schon vorher, von dem, was er wissen durfte, durch die Post benachrichtigt war, zu meiner Legitimation das Schreiben vom Duc D'Aiguillon zu übergeben; von ihm die 200 Louisd'or zu empfangen, und damit die Papiere, wenn ich ihren Inhalt geprüft und acht befunden haben würde,

\*) Der damalige französische Gesandte in Berlin, war der Marquis de Pons.

würde, einzulösen; sie mit einem Siegel, das man mir mit gegeben hatte, wohl zu versiegeln, und also dem Minister in X. auszuliefern; der den Auftrag hatte, sie ohne den mindesten Verzug, uneröffnet, mit einer Ettaffette nach Versailles abzuschicken.

Also war mein Erstes: gleich am Tage meiner Ankunft einen Brief an den Minister aufzusetzen, ihm meine Ankunft mit einem Briefe an ihn zu melden, und weil die Sache keinen Aufschub leide, um die Erlaubniß zu bitten, Seiner Excel- lenz noch heute, diesen Abend um 9 Uhr, aufzutreten zu dürfen. Mit diesem Briefe fuhr ich in einem Fiacker vor das Haus dieses Ministers, ließ den Portier an den Schlag kommen, und übergab ihm den Brief an seinen Herrn, der, wie ich mir schon eingebildet hatte, nicht zu Hause war. Abends begab ich mich, zu Folge meiner Ankündigung, in das Hôtel dieses Diplomatikers, und wurde zwar sogleich in ein Zimmer geführt, mußte aber, unter dem gewöhnlichen Ministerial-Vorwande des starken Posttages, noch wohl eine Stunde verziehen, bis er erschien. Der Empfang war kalt, und ich könnte den Verdruß über diesen geheimnißvollen Auftrag auf seinem Gesichte lesen. Ich fand auch außerdem wenig Weisheit in seiner Physiognomie, und wie es mir vorkam, viel Dünkel; — es war kein Comte de Guines.

Er nahm mir den Brief ab, las ihn, und sagte: „Sie sollen mir Papiere ausliefern; haben Sie

Sie sie bei sich?" Antw.: „Euer Excellenz sollen mir vorher 200 alte Louis auszahlen; ich bitte darum, denn Sie müssen mir dienen, diese Papiere schleunig zu verschaffen.“ Meynen Sie, daß ich Ihnen die 200 Louis geben werde?

„So ist die Ordre des Ministers.“

„Was ich für Ordre habe, das kann Niemand wissen; aber Geld gebe ich nicht eher, bis Sie mir die Papiere bringen. Der Minister meldet mir nicht ein Mal Ihren Namen; wie kann ich es wissen, ob Sie der rechte, und wie Sie zu diesem Briefe gekommen sind?“

„Woher würde ich es also wissen können, daß E. E. mir 200 Louis'dor zahlen sollen? Denn in dem Briefe, den ich überbracht habe, steht nichts davon, sondern er bezieht sich nur auf die, welche E. E. schon vorher erhalten haben, unter dem und dem Dato. — Wenn ich ein Betrüger wäre, so würde alle Vorsicht nichts helfen; denn E. E. haben Ordre, mir die Papiere versiegelt abzunehmen, und hier ist das Siegel, womit ich sie versiegeln soll; ich konnte also einsiegeln, was mir beliebt; aber der Umstand ist, daß ich die Papiere selbst nicht eher bekommen kann, bis ich sie mit den 200 Louis'dor einlöse.“

„Also können Sie auch ein qui pro quo bekommen?“

„Nein, denn ich werde sehen und prüfen was ich bekomme.“

„Was

„Was hat es denn für eine Beschaffenheit mit diesen Papieren?“

„Keine andere, als die ich schon gemeldet habe; von dem Inhalte kann ich nichts sagen, weil ich ihn nicht gelesen; und wenn ich ihn werde gelesen haben, darf ich nichts sagen, weil mir's verboten ist.“

„Das Geld gebe ich nicht her; ich werde aber alles, was in dieser Sache mir zugekommen ist, noch ein Mal überlesen, und erwarte Sie morgen Abend um halb zehn Uhr wieder bei mir.“

Das war nun freilich kein viel versprechender Anfang meiner Negociationen. Ich setzte noch in der Nacht einen weitläufigen Brief auf, worin ich alle Gründe wiederholte, neue hinzufügte, und nicht vergaß, die Folgen — wenn ich unverrichteter Sache wieder zurück zu reisen gezwungen würde — recht lebhaft zu beschreiben. Diesen Brief gab ich früh für den Minister an den Portier, und ging um 10 Uhr in das Haus Nro. 185 auf der N\*\* Straße. Hier muß wieder dialogirt werden, besonders da der Dialog etwas komisch aussfällt, und fast nach dem Theater schmeckt. Ich kann aber zuverlässig versichern, daß auch nicht eine Syibe eigene Erfindung dabei ist, sondern das wahre, ungestaltete Gespräch mit Herrn F. in X.

Ich trat ein, fand den Mann beim Einpaken, und fragte: — Sind Sie nicht Herr F. der Gewehrhändler? „Zu dienen, ja, der bin ich.“

„Sie

„Sie werden vermutlich errathen, warum ich zu Ihnen komme?“

„Ei freilich, ich habe Sie schon lange erwartet, seyn Sie mir willkommen! Aber wenn Sie heut nicht gekommen wären; sehen Sie, es ist schon alles gepackt, so wäre ich morgen fortgereist.“

„Haben Sie die Papiere bei der Hand?“

„Ja! Sie sollen alles sehen, aber freilich ist nicht alles durchgehends so gut ausgefallen als wir hofften.“ Hier holte er aus seinem Schrank ein Papier, und gab es mir.

„Herr F.! das ist ja ein Kontrakt über eine Pferdelieferung?“

„Nun ja, was wollen Sie denn anders?“

„Bin ich denn an Sie gewiesen, um Pferde zu kaufen?“

„Nun! — sind Sie denn nicht der Lieferant Bernhard von Hachenburg, der mir alle die Briefe geschrieben hat, die hier liegen, und der morgen mit mir auf die Messe nach F. reisen wird?“

„Nein, gewiß, der bin ich nicht, und habe von dem ehrlichen Manne in meinem Leben nichts gehört!“ —

„Was das kurios ist! und gerade so von der Statur wie Sie sind, ist er mir beschrieben worden. — Aber was wollen Sie denn für Papiere von mir?“

„Papie-

„Papiere — die man Ihnen für mich in Verwahrung gegeben hat.“

„Herr! da sind Sie gesoppt, man hat Ihnen einen Streich gespielt; ich weiß von keinen Papieren, und gebe mich auch nicht mit solchen Dingen ab. Wer ist denn der seine Herr, der Sie zu mir schickt?“

Nun, dachte ich, das geht gut! Du hast mit zwei Männern zu thun, dem Minister und dem F.; dem einen ist's eine Aergerniß, dem andern eine Thorheit. Ich sah, daß der Mann in der That von der ganzen Sache nichts wußte, und empfahl mich. Da machte mir seine Ehehälste, welche zeither ganz still gesessen hatte, hinter dem Rücken des Mannes mit der Hand ein Zeichen, welches ich als ein guter Deciffrleur alsbald zu entziffern wußte. Ich nahm mir vor, in der Gegend dieses Hauses so lange spazieren zu gehen, bis etwas weiter an mich gelangen würde, welches denn auch bald darauf erfolgte. Die Frau kam auf einen Augenblick zu mir auf die Gasse, sagte mir in der Geschwindigkeit: daß sie von der Sache wisse, daß man auf die Abwesenheit ihres Mannes gezählt habe, der sonst immer in seinen Handelsgeschäften abwesend, und nur erst vor kurzem zurück gekommen sey, auch morgendes Tages wieder verreisen werde; ich möchte mich nur morgen früh um 10 Uhr wieder zu ihr verfügen, dann würde ich einen Herrn bei ihr antreffen, der mir über alles Aufschluß geben würde.

Ich

Ich war schon mehrmals in X. gewesen, hatte da alte gute Freunde, die ich besuchte, und war eben auf diesen Abend in eine litterarische Gesellschaft gebeten \*), die ich wegen der interessanten Männer, welche da versammelt waren, nicht gern versäumten wollte. Indessen ging mir mein Geschäft gar sehr im Kopfe herum; ich stellte mir den Minister ganz als den Mann vor, der im Stande war, mich, bei aller Deutlichkeit seiner und meiner Instruktion, im Stiche zu lassen; und machte also, in der Gesellschaft einiger der wichtigsten Köpfe Deutschlands, eine gar traurige Figur. Nach 9 Uhr bat ich um Erlaubniß, mich auf eine halbe Stunde entfernen zu dürfen; und eilte zum Minister, der mir zwar noch kein freundlicheres Gesicht machte, als des Tages vorher: der mir aber die 200 Louisd'or in Rollen übergab, und um seine Wichtigkeit zu zeigen, mich ermahnte, ihm die Papiere in höchstens 24 Stunden abzuliefern.

Durch dieses Hephatat wurde meine Zunge gelöst, und als ich wieder zu meiner Gesellschaft kam, wunderten sich alle, wie der stille Mensch, der vorher so melancholisch da saß, nun auf ein  
Mal

\*) Ohne Zweifel der sogenannte Montags Club, der schon über 60 Jahre existirt. Nicolai führte jeden gebildeten Fremden, der an ihn addressirt war, dahin, um dort ihn mit mehreren der berühmtesten Berliner Gelehrten bekannt zu machen. Das N. auch den Herrn v. B. dahin geführt hatte, ergiebt sich aus den Briefen des Letztern.

Mal so wacker schwägen konnte, daß er beinahe überlastig wurde. Man schrieb diese schleunige Veränderung meiner Abwesenheit, und diese, einem glücklich ausgesallenen Liebeshandel zu; welches Kompliment ich, so wie ein junger Stutzer, der sich etwas auf sein gutes Glück einbildet, ganz gefällig annahm.

Am folgenden Tage früh um 10 Uhr begab ich mich an den bewußten Ort, und fand da schon meinen Mann auf mich wartend. Es war ein wohl gebildeter und wohl frisirter junger Mensch — vermutlich der *Cicisbeo* der Madame F. — der sich, wie es mir schien, nicht nur auf seine Gestalt, sondern auch auf seinen Verstand und seine Anlage zur Intrigue, nicht wenig einbilden mochte. Ich ließ ihm nicht Zeit, seine Weisheit auszukramen, sondern fragte gleich nach der Hauptsache? — Ihm war daran gelegen, seine einstudirten Wendungen anzubringen, weil er sich darauf vorbereitet hatte, viel gefragt zu werden; ich aber wollte nichts wissen, sondern nur sehen: Endlich gab er sich viele Mühe, mich zu überzeugen, daß er nicht derjenige sey, von dem die Papiere ursprünglich herrührten, sondern nur der Bevollmächtigte eines andern wichtigen Mannes. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden, sondern bestand nur darauf, das zu sehen, was er hatte; ohne mich zu bekümmern, durch wie viele Hände es schon gegangen sey? Nach einigen fernern Kripplungen murmelte er etwas von den *zob Louisd'or*, und da machte ich durch die Vorzeigung

zeigung meiner Rollen allem weitern Prologisiren ein Ende.

Er brachte das Papier hervor; ich las es ganz, fand alle diplomatische Richtigkeit in Form und Styl, verglich die Data mit denen, die ich schon hatte, und konnte nach Maßgabe meiner Instruction gegen das Ganze nichts einwenden: weil es das wirklich enthielt, was es enthalten sollte, und ich durch eine noch nähere kritische Beleuchtung meinen Auftrag würde überschritten haben. Ich zahlte das Geld, empfing das Papier, ging in mein Quartier, versiegelte es mit dem Petschaft, das man mir zu dem Ende mitgegeben hatte, und wandelte nun, ohne alle weitere Vorsicht, am hellen Tage in die Wohnung des Ministers; der das Paquet von mir annahm, in meiner Gegenwart noch einen Umschlag darüber machen ließ, und mich versicherte, daß es noch am nächsten Tage mit mehreren Depeschen durch einen Courier nach Versailles abgesendet werde.

Ich darf es nun wohl sagen, daß dieses thener erkaufte Papier zwar, wegen der künstlichen Nachahmung eines idealischen Originals, ein diplomatisches Meisterstück genannt zu werden verdiente: es war aber doch, wie ich wenigstens aus den ihm widersprechenden Folgen schließe, nichts als ein untergeschobenes Werk; woran die, denen es zugeschrieben wurde, wohl nicht gedacht hatten. Ich hielt mich nun noch einige Zeit in X. auf, und genoß meine Freunde, die von alle dem nichts wußten.

wußten. Von X. ging ich nach Y., wo ich Briefe von Versailles fand, die mir berichteten, daß das Papier richtig angelangt sey; und die mir die Erlaubniß ertheilten, mich noch einige Monate im heiligen römischen Reiche aufzuhalten, wovon ich in dem Schoße meiner Familie den besten Gebrauch mache.

### Ein und zwanzigstes Kapitel.

#### B e s c h l uß.

Im Frühjahr 1773 kam ich wieder in Versailles an, und wurde über mein Benehmen in X. gelobt und gepriesen; denn die bewußte Urkunde galt für ein Stück der größten Wichtigkeit, und ich würde mich schlecht empfohlen haben, wenn ich den geringsten Zweifel dagegen geäußert hätte. Indessen hatte die deutsche Chiffre-Korrespondenz, die mich vorher beschäftigte, ganz aufgehört; ich bekam wenig mehr mit der Feder zu thun, und mußte im Sommer eine Tour durch den größten Theil des deutschen Reichs machen.

In dem siebenjährigen Kriege hatten die französischen Truppen in den Ländern, welche österreichisch gesinnt waren, und als Freunde behandelt werden mußten, viel Proviant, Fourage, Brod und mehrere Bedürfnisse gegen Quittungen empfangen; welche der König, nach geendigtem Kriege, wieder einzulösen und mit baarem Gelde zu vergüten versprochen hatte. Diese Quittungen be-  
trugen

trugen Millionen Livres. Der Krieg war lange geendigt, bezahlt war noch nichts, und wenig Hoffnung, daß je etwas bezahlt werden würde.

Ich bekam ein Verzeichniß von allen diesen Forderungen, und mußte herum reisen, um in der Stille zu erforschen: Was für Hoffnungen sich die Inhaber dieser Quittungen annoch machen? Mit wie viel sie sich im Falle eines Vergleichs begnügen möchten? Welcher Minister, Rath oder Beamter bei jeder Parthei wahrscheinlich dieses Geschäft zu verhandeln haben würde, wenn es in Anregung kommen sollte? Und welches wohl der kürzeste Weg seyn möchte, diese Quittungen ohne viel Aufsehens zu liquidiren, und mit möglichstem Vortheile einzulösen? —

Der Bericht, den ich gegen Ende dieses Jahres erstattete, zeigte: daß diese Quittungen, auf deren Vergütung schon die Meisten Verzicht gethan hatten, im Durchschnitte der Livre für 5 Sous könnten erhandelt werden; und daß der beste und kürzeste Weg sey, einem Privatmann die Einlösung zu übertragen, der sich anstellen müsse, als wenn er aus eigner Speculation sein Geld auf ungewisse Aussichten wagen wolle. Hierzu bot ich mich an, wenn man mir das benötigte Geld anweisen, und eine bestimmte Vorschrift geben würde: damit ich wissen könne, welche Vorsicht bei der Liquidation zur Sicherheit des Hofes zu beobachten sey? und was für eine Gesson oder Verzichtleistung noch außer der Zurückgabe der Quittung

tung beigebracht werden müsse? — In diesem Geschäft wurde vieles mündlich und schriftlich verhandelt, und nachdem alles zu beobachtende genau bestimmt, und über einzelne Fälle, die bei der Liquidation vorkommen könnten, entschieden war, wurde mir das Werk übertragen, und mir für meine Bemühung für jeden Livre, den ich für 5 Sous einhandeln würde, 2 Sous für mich zugestanden: so daß ich durchgehends den Livre für 7 Sous verrechnen konnte. Das war eine treffliche Aussicht, reich zu werden.

Wer mehr hat, als er braucht, ist nach meiner Meinung reich; und soviel hätte ich gewiß bei diesem Geschäft erworben. Es wurden mir nun auch über den Zweck dieser Unternehmung die Augen geöffnet. Madame de Barry war es, welche diese Quittungen einhandeln ließ. Bei mir machte das keinen Unterschied: denn es war mir sehr gleichgültig, ob ich meine 2 Sous vom Livre aus einer schönen oder häßlichen Hand empfing.

Alles war schon besorgt, eingeleitet und aus einander gesetzt, so daß mir nichts zu thun übrig blieb, als Gelder zu erheben, sie gegen Papiere zu verwechseln, und diese einzuschicken. Zu den Geld-Rimessen war ein Banquier in Straßburg, wo mir recht ist, Frank, bestimmt; und ich wurde mit einem kleinen Vorschuß zu den Reisekosten voraus nach Deutschland geschickt, und sollte da Vorbereitungen machen: weil die Anschaffung der Gelder, ich weiß nicht, warum? erst nach Ostern 1774 erfolgen konnte.

Die Vorbereitungen fand ich sehr überflüssig, denn es kam nur hier bloß auf das baare Geld an; und so schien mir es zweckwidrig, als ein Privat-Speculant, Unterhandlungen anzufangen, ehe ich sie realisiren konnte. Ich blieb also im

Winter bei meiner Familie, unterhielt die in dieses Geschäft einschlagende Korrespondenz, und schrieb aus langer Weile — einen Roman \*). —

Unterdessen rückte die Zeit meiner Wirksamkeit heran. Das Project blieb in seiner Kraft, und ich machte mich mit Anfang May's fertig, auf den ersten Wink nach Straßburg zu reisen und Gelder zu erheben. Es kam ein Wink — es kamen mehrere — und alle winterten mir: zurück zu bleiben, nicht mehr davon zu schreiben, und nie davon zu sprechen, daß ich in diesem oder einem andern Geschäft gebraucht worden sey. — Denn Ludwig der viel geliebte, dieses Namens der Fünfzehnte, glorwürdigen Andenkens, war verschieden; und brachte mich nach allem Uebel, das er lebend angestellt haben soll, auch noch durch seinen Tod um meine 2 Sous vom Livre. Ich schrieb noch einig. Mal, bekam aber niemals Antwort; endlich wendete ich mich an einen Mann, der dem Duc D'Aiguillon alles zu verdanken, der mir oft zugeschworen hatte „dass er Leib und Leben für ihn lassen könnte“ und schloss an ihn einen Brief für den Herzog bey. Diesen Brief bekam ich uneröffnet zurück, unter einem Umschlage in dem geschrieben stand:

Non utitur Aculeo, Rex cui paremus.

\*) Vermuthlich: Junfer Ferdinand von Ehorn.

Anmerk. d. Herausg.

E n d e.